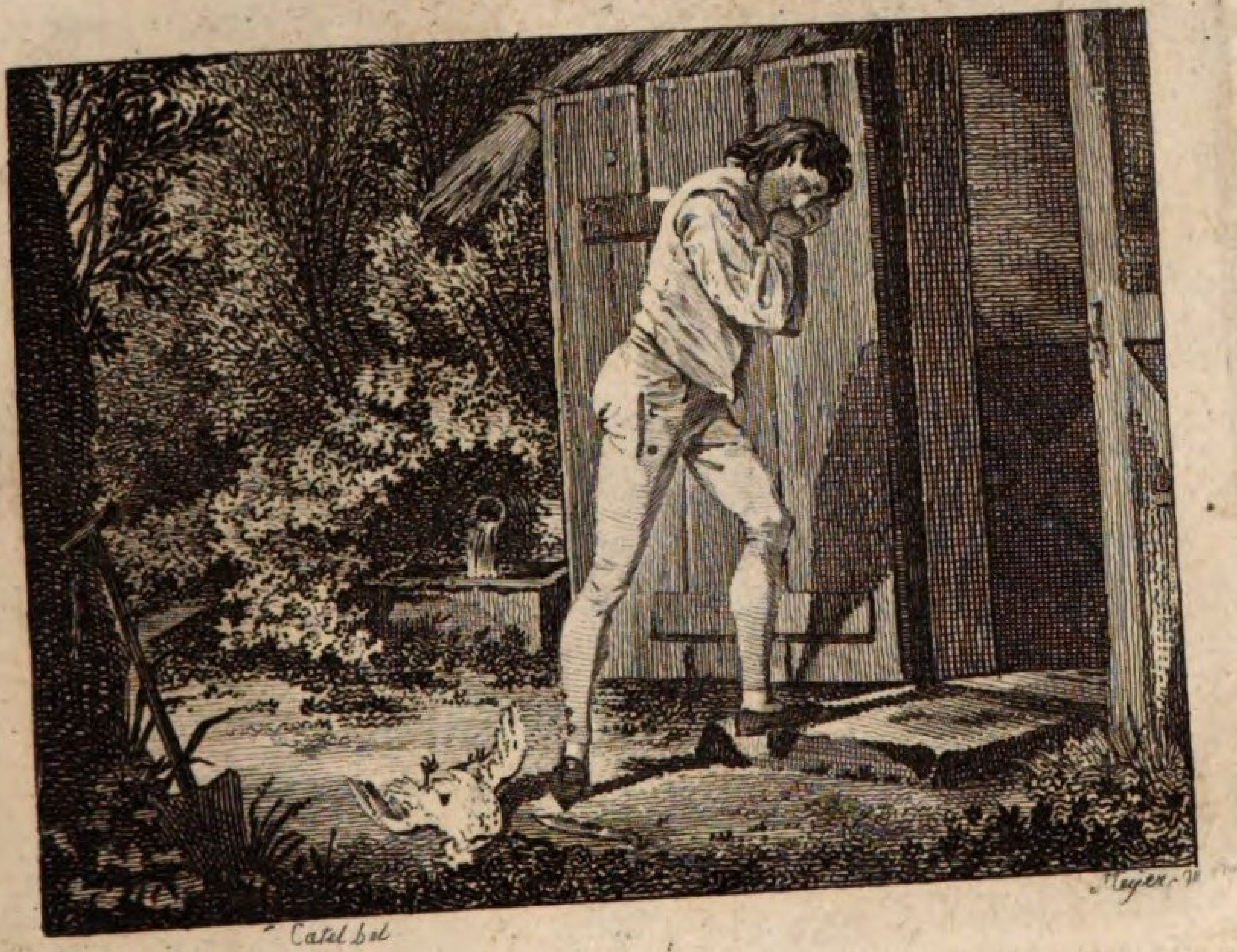
796-4 Bibl. Mont.

Gemählde
aus dem häuslichen Leben
und
Erzählungen

von

Gotthelf Wilhelm Christoph Starke.



Vierte Sammlung.

Berlin, 1798.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Der Besuch, zwey häusliche Gemählde. Erstes Gemählde. . . . . Seite 1.

II. Der Besuch. Zweytes Gemählde. 18

III. Das Huhn. 31

IV. Lied eines Landmanns zum Lobe seines Weibes 53

V. Der Ersatz. 57

VI. Der Pranger. 66

VII. Willings Tochter. 83

VIII. Die Blinde. 98

IX. Klagen einer Mutter über ihre Kinder. . . 116

X. Die Hochzeitfeyer. 120

XI. Ueber die Veredlung des häuslichen Lebens durch Weltbürgersinn. 125

XII. Der junge Wandrer. 144

XIII. Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters. 148

XIV. Der Redliche. Ein kleines Schauspiel in einem Aufzuge. 155

XV. Marie und Wilhelm. 193

XVI. Bürgertugend. 218

XVII. Die Jugendfreunde. 231

I.

Der Besuch,

zwey häusliche Gemählde.

Erstes Gemählde.

Schon seit mehr als sechzig Jahren sind Halme und Blumen auf dem Grabe des Pfarrers Buchbaum gewachsen; aber noch pflegt sein gegenwärtiger Nachfolger im Amte, wenn er seinen Gästen den Kirchhof und auf demselben die Ruhestätte des Redlichen zeigt, von einem Besuche zu erzählen, welchen Buchbaum einst einem trauten Freunde, dem Prediger Haiden, gab.

Dieser Besuch war einige Jahre beschlossen gewesen, und immer durch mannigfaltige,

ach! zuletzt durch sehr traurige Vorfälle zu Buchbaums Schmerze verhindert worden. Denn er liebte den guten Haiden von ganzer Seele. Haiden war mit ihm aufgewachsen, hatte in der Schule immer neben ihm gesessen, mit ihm gelernt und gespielt, mit ihm zugleich die Schule verlassen, auf der Universität drey Jahre lang mit ihm auf einer Stube gewohnt, und als sie sich nun trennen mußten, mit ihm den freundschaftlichen Vertrag gemacht, daß sie nicht bloß einen Briefwechsel über ihre wichtigern Angelegenheiten und Schicksale unterhalten, sondern sich, wenn es nicht durch eine zu weite Entfernung unmöglich gemacht würde, recht oft besuchen wollten. Beyde wurden Prediger in Dörfern, die eine Tagereise aus einander lagen. Bis sie über die Funfzig hinaus waren, hatten sie jährlich einmahl eine volle Woche vergnügt mit einander zugebracht. Als höheres Alter ihnen das Reisen etwas erschwerte, ward die bestimmte Ordnung nicht mehr so genau beobachtet, und nun waren schon drey Jahre seit Haidens letztem Besuche bey seinem Freunde vergangen.

Wahrlich, wir müssen den rechtschaffnen

Jugendgenossen und sein ehrliches Weib einmahl sehen, sagte Buchbaum zu seiner Gattinn, die Pferde stehn müßig im Stalle, das Wetter scheint beständig zu seyn, ich bin jetzt gesunder und getroster, als die Zeit her, wir müssen noch diesen Winter hin. Wer steht uns dafür, daß wir es sonst wieder können? In das alte liebe Haus, in welchem wir so manche schöne Stunde feyerten, kommen wir nun so nicht mehr. Je nun, da Haidens neue Stelle an Ertrage die vorige übertrifft, so ist es um so besser, und das Dorf, wo er jetzt wohnt, liegt uns beynahe eine Stunde näher. Seit einem Vierteljahre sind die Guten bereits da und völlig eingerichtet, wir werden also desto willkommner seyn. Wir müssen hin. Wer weiß, wie es bald mit einem von uns kommt. Haiden wird mich so kaum noch kennen, ich bin in den paar Jahren sehr alt geworden.

Der biedre Mann, der bey diesen Worten mit einem Seufzer und mit Thränen im Auge schwieg, hatte Recht. Er war nicht tief in den Sechzigen, aber der größte Kummer, den es giebt, Kummer um ein Kind, hatte

seinen Rücken gekrümmt und sein Haar grau gemacht.

Der Besuch wurde beschlossen, und den Freunden in einem Briefe angekündigt, welcher mit der herzlichsten Liebe und Freude beantwortet ward. Ein junger Mann aus der benachbarten Stadt übernahm eine Predigt und die übrigen Amtsgeschäfte des Pfarrers, der Winter blieb gelind und angenehm, alles war weithin nur mit dünnem Schnee überdeckt, und die Bahn vortrefflich. Ein paar Stunden vor Tage setzten sich die beyden Alten in ihren wohlverwahrten Wagen, die sechs Meilen wurden über ihre Erwartung schnell zurück gelegt, und es schlug erst drey Uhr in Haidens Dorfe, als sie vor demselben waren. Hier sank ihnen Haiden, der den Wagen aus seinen obern Fenstern von fern bemerkt hatte, mit seinem Weibe in die Arme.

Ein Willkommen drängte das andre, eine Begrüßung und Umarmung, eine Frage, eine Erinnerung und eine Thräne jagte die andre. Wehmuth mit der ganzen Fülle von Gefühlen, die sie einschließt, herrschte bey allen, darum

waren ihre Reden anfangs nur kurz, von einem Gegenstande zum andern überspringend und abgebrochen. Liebe und Sorge der treuherzigen Wirthe für die Bequemlichkeit und Erquickung ihrer Gäste, Liebe und Dank der Gäste füllten die stummen Augenblicke aus. Aber jedes Wort und jede Aeußerung, jeder Händedruck und jede Nöthigung zum Genusse des dampfenden Trankes in der mild geheitzten Stube, jede Frage und jede Bemerkung bey dem nachherigen Durchwandern der den Gästen noch unbekannten Wohnung, bey der Besichtigung ihrer Lage, und bey der Beschreibung aller ihrer Vortheile war ein neues Band, welches die vier guten Menschen zu den vertraulichsten Ergießungen an einander schloß.

Diese waren längst im vollsten Strohme, und schon mehrmahls von der bey diesem Besuche unvermeidlichen Erwähnung großer Leiden absichtlich zurückgelenkt, als die Wirthin freundlich fragte, ob sie ihren Lieben, die sich heute zur Erholung vermuthlich etwas zeitig zur Ruhe legen würden, das Abendessen auftragen solle? Es ist später, setzte sie hinzu,

als wir bey unserm traulichen Geschwätze dachten, sechs Uhr ist vorbey, und vielleicht hat sich der Hunger, der sich vorhin nicht melden wollte, bey unsern Reisenden eingestellt.

Ja, ja, sagte Haiden nach einem Blicke auf Buchbaums billigende Gebärde, bringe, was du hast, und nun setzt euch, Lieben, und laßt uns fröhlich genießen.

Fröhlich! erwiederte Buchbaum, ja fröhlich! Und noch ein Wörtchen: Du weißt, Haiden, daß wir diesmahl nicht ohne manche ernste Reden von einander scheiden werden. Es kann nicht anders seyn, wir haben Vielerley zusammen erfahren, wir haben uns zusammen gefreuet, und haben Herz genug, auch mit einander zu weinen. Aber laß uns im Voraus uns die Hand darauf geben, daß wir dem, so schnell es seyn kann, ein Ende machen, daß wir uns nicht bekümmern und erschüttern, sondern trösten und uns ermuntern wollen, zu dulden als solche, welche die Hoffnung haben, daß sie nicht immer hier bleiben, daß es für sie anderswo Aufschluß und völlige Befriedigung giebt.

Alle trockneten oder verbargen Thränen.

Weißt du wohl, Haiden, fuhr Buchbaum aufheiternd fort, wie wir uns in Jena so zusammen an den Tisch setzten? Freylich dampfte uns da keine so gewürzte Suppe entgegen, auch blinkte für uns kein Wein, wie hier; aber es waren doch gute, gute Zeiten!

Haidens Antwort, die das Erwähnte weiter ausmahlte, und die Folge von lachenden Bildern, die sich leicht daran anreihte, so wie manches Wörtchen von öffentlichen Begebenheiten, worüber Haiden von jeher gern plauderte, würzte das Mahl, und das Mahl labte und stärkte. Die Wirthin hatte es sorgsam zugerichtet, wie die Liebe zuzurichten pflegt, und bloß für den alten Jugendfreund war ein köstlicherer Wein angeschafft worden, als Haiden gewöhnlich trank. Gutmüthigkeit gab und empfieng, Gutmüthigkeit sprach und hörte bey und nach dem Mahle.

War es ihr leiser Zug, der alle mahnte, gegen die, mit welchen sie sich so innig eins fühlten, auch gar nichts im Herzen zurückzubehalten, oder war es bey allen ein dunkler Gedanke, daß sich in der gegenwärtigen Stimmung über erlittene Leiden am gefaßte-

sten sprechen lassen werde, oder war es beydes, was der Unterhaltung bald nach Tische Feyerlichkeit und Klagen, Seufzer und Thränen gab? Wie unwillkührlich waren sie plötzlich in einem Gespräche vertieft, an welchem sie oft schon gestreift, und das sie doch immer vermieden hatten. Sie rückten ihre Stühle näher zusammen, die Reden wurden schneller von den lauschenden Ohren empfangen, oft faßte eine Hand die andre, und oft drückte sich eine Brust an die andre, da alles, was die Freunde aus traurigen Briefen wußten, wiederhohlt, erläutert und gegenwärtiger gemacht ward.

Buchbaum erzählte, wie sein Sohn, von welchem Haiden immer behauptet hatte, daß er ein außerordentlicher Mann werden müsse, zwey Jahre lang auf der Universität die grössesten Erwartungen zu übertreffen versprochen, welche Fortschritte er in der Rechtswissenschaft, die er erlernte, und in der Meßkunst, die er vorzüglich liebte, gemacht habe, wie er dann durch eine verzeihliche Unbesonnenheit in eine Schlägerey, und durch diese wieder in einen mehr öffentlichen Aufruhr ver-

wickelt, wie er, der nicht leicht unter den Letzten war, als einer von den Anführern entdeckt, und schimpflich von der Universität verwiesen sey. Er hat es nicht gewagt, setzte der Vater schluchzend und oft stockend hinzu, indeß die Mutter in Thränen schwamm, mir wieder unter die Augen zu treten, da er meine Hoffnungen so schrecklich getäuscht hatte. Und Gott weiß es, ich hätte ihm gern vergeben. Daß doch Kinder Zutraun zu dem Vaterherzen hätten! Ach warum hat Furcht und Stolz über die Liebe gesiegt? Gott ist mein Zeuge, ich hätte ihm vergeben. Denke Haiden, bald nach seiner damahls noch nicht allgemein bekannten Entweichung, hat ihn ein Bauer auf dem Hügel hinter dem Dorfe ernst und sinnig nach der Pfarrwohnung hinab blicken sehn. Der Mann denkt, Fritze ist zum Besuche zu Hause, und hat nichts Arges daraus. Nach acht Tagen erfuhr ich es gelegentlich. Wie habe ich geforscht! aber alles Forschen ist vergebens gewesen. Wenn uns eine Spur nicht irre geleitet hat, so ist er zu Schiffe gegangen. Gott, in welchem Meere mag er schwimmen oder verwesen. Wie beugst

du mein graues Haupt, mein Fritze, mein einziger Sohn!

Getrost Freund, fiel ihm Haiden ein, getrost! es ist noch nicht alles verlohren; seit einem Jahre ist er verschwunden, vielleicht siehst du ihn wieder, vielleicht siehst du ihn bald wieder. Dir ist doch noch die Hoffnung übrig. So ist es mit uns nicht. Unsre Lotte kommt nimmer zurück von dem Todtenacker.

O, rief Buchbaum, wie gern tauschte ich mit dir! Deine Tochter starb als eine fromme tugendhafte Jungfrau, du weißt, wo sie ist, du hättest sie nicht so versorgen können. In ihrer reinen Blüthe ward sie hingegeben in die Arme des Vaters, der sie nun weiter erziehn wird. O daß ich so wüßte, wie du, wo mein Sohn ist! Siehe, wenn er auf unserm Kirchhofe eingesenkt wär, als ein früh vollendeter schuldloser Jüngling, hinknieen wollte ich auf seinem Grabe, und die Hände falten und mit Entzücken rufen: du Herr hast ihn mir gegeben, du hast ihn mir genommen, dein Nahme sey gelobt! —

Haiden und seine Gattinn thaten, was sie konnten, den Kummer der Freunde durch An-

sprüche auf Mitempfindung zu zerstreuen und zu mildern. Sie erwähnten daher aller ihrer Kinder, die in den Jahren der frühesten Jugend starben, und dann weitläuftiger ihrer Lotte, die ihnen als erwachsene Jungfrau vor einem Jahre entrissen ward. Umständlich beschrieben sie das Entstehn, den Fortgang und das Ende der Krankheit, wiederholten die letzten Reden der guten Tochter, und ergossen sich dann, als wollten sie ihre Zuhörer nicht wieder zur Beachtung des eignen Wehes kommen lassen, in Aeußerungen über die mannigfaltigen Beschwerden, über die Mühe und Angst des irdischen Lebens, wobey sie besonders auch die Furcht vor räuberischem Ueberfall in Anschlag brachten, die sie in der Nähe eines großen damahls noch sehr unsichern Waldes fast unabläßig gefühlt hätten. Wir können uns glücklich schätzen, fügte Haiden hinzu, daß wir so durchgekommen sind. Mein Vorgänger in meiner vorigen Stelle ward doch, wie ich euch mehrmahls erzählt habe, in zwanzig Jahren dreymahl bestohlen. Auch ist seit zwey Jahren wieder mehr als vorher von Einbrüchen gehört worden. Und eben

das hat mich stärker als die übrigen Vortheile zur Annahme meines jetzigen Amtes bewogen. Hier sind wir doch ein Stündchen weiter von dem fürchterlichen Walde entfernt, in dessen Nähe wir sonst wohnten. Ohne Sorge leben wir indeß auch hier nicht, und unsre Nächte sind unruhig. Wie wohl ist, sprechen wir wohl manchmahl, denen in den Gräbern, die keine bösen Menschen mehr fürchten. Erst wenn wir des Morgens um vier Uhr die Stimmglocke tönen hören, schlafen wir noch auf ein paar Stunden unbekümmert ein.

Diese Worte, führten mancherley Beschreibungen von Diebstählen und von dabey verübter List und Gewalt herbey. Man weiß, wie noch in unsern mehr gesicherten Zeiten dergleichen Gespräche die Aufmerksamkeit spannen und die Theilnehmung anziehn, indeß sie das Haar sträuben; mit welcher Innigkeit mußten sie also von denen geführt werden, die vor beynahe hundert Jahren in einer sehr waldigten Gegend das in der Wirklichkeit scheueten, was uns fast nur wie eine grause Dichtung schreckt. Enger drängten sich die

trauten Leute zusammen, und erzählten mit leiser Stimme eine furchtbare Geschichte nach der andern, bis die Erwähnung, wie spät es sey, gleichgültigere und auf einen erwünschten Schlaf besser vorbereitende Reden in den Gang brachte.

Zehn Uhr war vorüber, als die Gäste in ihr Schlafzimmer hinauf begleitet wurden, und als die Wirthe sich heitrer und furchtloser als gewöhnlich zur Ruhe legten und entschliefen. Wenn man willkommne Freunde unter seinem Dache hat, ist man ja immer vor Dieben und Feuer minder bange, gleichsam als wären mit den Geliebten mächtige Schutzgeister in das Haus eingezogen. Auch Buchbaum lag mit seiner Gattinn bald auf dem von sorgsamer Pflege sanft erwärmten Lager. Der Alte hatte ein Tischchen vor das Bette gestellt, und seiner Gewohnheit nach vor dem Entschlummern ein wenig gelesen. Diesmahl hatten ihn einige fromme Gesänge aus einem damahls geschätzten Liederbuche beschäftigt. Ach dies Liederbuch war ihm vorzüglich theuer als das letzte Weyhnachtsgeschenk, das seinem verlohrnen Sohne bescheert ward. Zierlich

war es in rothes Pergamen gebunden, und auf der Decke konnte man in Silber abgedrückt den Nahmen des damahls glücklichen Kindes von Blumenranken und einer Krone eingeschlossen sehn. Buchbaum schöpfte am Abende, wenn er nicht in der Bibel las, oft aus diesem Buche Erbauung, und dazu hatte er es auch beym Abreisen beygesteckt. Mit Gedanken, wie sie dies Büchlein erwecken mußte, war er, indeß sein Weib schon in festerm Schlafe lag, in leisen Schlummer gesunken.

Plötzlich schreckte ihn ein erschütterndes Krachen, wie wenn alles umher zerschmettert würde, wieder auf, und über seiner schnellen Bewegung ermunterte sich allmählich auch seine Gattinn. Er glaubte, einen Donnerschlag gehört zu haben, und faltete die Hände zum Gebete, als in der Kammer neben der Stube ein vielfaches Geräusch und Flüstern merklich ward. Räuber hatten den Fensterladen von aussen aufgesprengt, und besprachen sich nun in der Kammer. Herr Gott! Diebe! Diebe! seufzten die Gatten einander zu, als schon mit einer Blendlaterne ein langer furcht-

barer Mann in die Stube trat, dessen Antlitz ein tief herabgedrückter Hut oben eben so verbarg, als den untern Theil des Gesichts ein schwarzer Bart verhüllte. Er schaute umher, betroffen darüber, daß er Menschen in der Stube bemerkte und winkte seinen Gefährten, zurück zu bleiben. Dann näherte er sich mit festem bedachtsamen Schritte und beugte sich über das Bett her, in welchem die Alten mit in einander gerungenen Händen an allen Gliedern sichtbar zitternd wie von Fieberfroste geschüttelt sich abwärts nach der Wand hingerichtet hatten, so daß die Silberlocken des Greises dem Räuber zuerst in die Augen fallen mußten. Dieser Anblick schien ihn mächtig zu rühren; wie von übermannender Ehrfurcht ergriffen starrte er so bestürzt weg, daß sein zurückfahrender Arm das Liederbuch vom Tische riß und dieses vor seinen Füßen niederfiel.

Er hob es auf, taumelte in die Mitte der Stube, richtete den Blick so schmerzlich aufwärts, als müsse er vergehn, dann warf er ihn wieder auf das Buch, dann ballte er die Hand gegen die Brust, zitterte wieder nach

dem Lager, hieng eine Weile über demselben wie ein Mensch, dem Vernichtung angekündigt ist, bebte dann wie von einer schrecklichen Gewalt gezwungen gleichsam sich sträubend zurück mit einem langen entsetzlichen Ach! schob das Buch hastig in den Busen, und ein Krampf schien seinen schlaffen Gliedern neue Festigkeit zu geben, als er hinwegstürmte und in der Kammer mit gehaltner aber heftiger Stimme sprach: Fort, im Augenblicke fort! oder ihr seyd verlohren, wir sind verlohren, weg, weg! Ohne Verzug entfernten sich alle und zuletzt der Anführer, der noch einmahl aus der Mitte der Kammer mit einem langen entsetzlichen Ach! wie vorhin, nach dem Lager herüber stöhnte und dann den übrigen folgte.

Es war wieder still, die Gatten richteten sich auf, matt und mühsam wie Menschen, die ein Mörder erschlagen zurück zu lassen glaubte. Herr Jesus, Vater, seufzte die Mutter, das war Fritze. Sein Ach! — seine Stimme in der Kammer! — Gott! seufzte der Vater entgegen, es war Fritze. An der Stimme in der Kammer erkannte auch ich ihn

und

und sein Ach, sein Blick auf das Buch, — siehe, es ist nicht mehr da, — macht es mir gewiß; aber schweig, auch gegen unsre Freunde schweig, es war unser Sohn, wehe! —

Beyde waren wie zermalmt. In einem Zustande dumpfer Betäubung wurden sie hernach von den wach gewordnen Wirthen getroffen, in einer Art von Betäubung, die Haiden und seine Frau als eine Wirkung des Schreckes nicht auffallend fand, blieben sie ferner, sie sprachen wenig, äußerten Liebe und Herzlichkeit mehr durch Gebärden und schmerzliches Lächeln, als durch Worte, und reisten, so bald es möglich war, in ihre Heymath zurück.

II.

Der Besuch,

zweytes Gemählde.

Der Mensch vermag bisweilen, etwas zu dulden, was er vorher für unüberstehlich, und Lasten zu tragen, die er als bloß möglich gedacht, für erdrückend gehalten haben würde. Die beyden Gatten sammelten sich allmählich aus der ersten wohlthätigen Dumpfheit ohne merkliche Erschöpfung ihrer Kräfte, und erstaunten oft selbst darüber, daß sie so gefaßt waren. Wir haben, sagten sie wohl, das Unsrige an ihm gethan, wir haben uns nichts vorzuwerfen: Gott, der du uns Kraft giebst, laß ihn auf gute Wege zurückkommen. Zur Linderung ihres Schmerzes wirkten zum Theil

auch die Schlüsse, die sie aus seinem ganzen Benehmen bey dem Ueberfalle und aus der Verbergung des Liederbuches auf seine Gesinnungen machten. Und diese Gesinnungen bestätigte ihnen bald nachher ein mit dem Ergusse der quälendsten Reue und mit den flehendlichsten Bitten um Verzeihung erfüllter Brief, welcher über alles folgenden Aufschluß gab:

Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, ein anständiges Unterkommen zu finden, hatte er bey seinen Streifereyen einen mit ihm verjagten Jüngling getroffen und nebst demselben den Entschluß gefaßt, Soldat zu werden. Von allem entblößt und der Verzweiflung nahe, fanden beyde in dem Gasthofe eines von der Landstraße entlegnen Dorfes einen Menschen, den sie nach seiner Tracht und nach seinem Vorgeben für einen Werber hielten. Dieser zog sie mehrere Tage mit sich herum, verpflegte sie beyde während einer Krankheit sorgsam, schlug sich dann mit ihnen in waldigte Gegenden und führte sie nach mancherley Vorbereitungen bey der noch nicht sehr zahlreichen Rotte ein, deren Anführer

er war. Von ihrer schrecklichen Lage, von Drohungen und Ueberredungen bestürmt, entschlossen sie sich zu dem Gewerbe der Menschen, welchen sie schon verpflichtet waren. Die rasende Kühnheit, womit sie bey der ersten Unternehmung den Tod suchten und nicht fanden, gab ihnen bey der Bande ein Gewicht, welches der Jüngling mehrmahls zur Verhütung eines Mordes und andrer Schandthaten gebraucht zu haben versicherte.

„Der Einbruch bey dem redlichen Haiden, so hieß es dann wörtlich, welchen ich noch in dem Dorfe wähnte, wo ich als Knabe so manchmahl die größten Seligkeiten genoß, war der zehnte und letzte Ueberfall, woran ich Antheil nahm. Tief erschütterte mich die Aehnlichkeit mit meinen Eltern, die ich an den weggewandten Gesichtern zu bemerken glaubte, und bey dem Anblicke des Buches, welches mir den gräßlichen Aufschluß gab, war mir, als würden meine umnebelten Augen aufgethan, in den Himmel, den ich verlohren, und in die Hölle, in welche ich mich gestürzt hatte, zu schauen. Dies Buch ist nun mein köstlichster Schatz, immer trage ich es bey mir.

Die Bilder von dem Segen der Unschuld, von häuslichem Frieden und Fleiße, von häuslicher Redlichkeit, Schuldlosigkeit und Freude, die es täglich in meine Seele ruft, werden mich meinen gegenwärtigen Vorsätzen treu erhalten. Oft war mir, wenn meine Hand es berührte, als tönten mir noch einmahl die Abschiedsworte der Mutter: Vergiß deine Eltern und ihre Hoffnungen nicht! als hörte ich noch einmahl den Vater sagen: Wandle vor Gott und sey fromm! — Ueber die Vereitlung des Raubes wußte ich die Rotte zu besänftigen, und nach zwey Tagen gelang es mir und meinem Freunde, ihr zu entrinnen.“ —

Der Schluß des Briefes enthielt dann noch die Nachricht, daß er jetzt mit Aussichten auf Glück eine anständige Beschäftigung treibe und keiner Unterstützung bedürfe; eine Auseinandersetzung der Gründe, aus welchen er seinen Aufenthalt nicht angebe, die Bezeichnung eines mit seinem Gefährten nahe verwandten Mannes, der zwar nicht seine Schicksale aber seinen Wohnort wisse und ihm Briefe seiner Eltern zukommen lassen werde,

und zuletzt Aeußerungen der innigsten Wünsche, daß er einst im Stande sey, den Bestohlnen, die ihm beständig vor Augen stünden, den Ersatz zu leisten, zu welchem er sich verpflichtet halte.

Aehnliche Briefe kamen in den folgenden Jahren zwar selten und mit vorsätzlich unbestimmt abgefaßtem Inhalte; aber die Gefühle und Grundsätze, die aus ihnen sprachen, richteten die Eltern eben so auf, als ein paarmahl die Nachrichten von weiterer Entfernung sie bekümmerten. Buchbaum und seine Gattinn gewannen das Leben wieder lieb, das ihnen in der Erwartung der wichtigsten Auflösung eine immer währende Spannung gab, und in welchem sie noch einen unermeßlichen Schatz von Freuden zu heben hofften. Sie wurden wieder so gesund und fröhlich, als sie vor dem Verluste des Sohnes gewesen waren, nahmen wieder wie vorher an der Welt und ihren Ereignissen Theil, und der Briefwechsel mit Haiden ward von neuem so lebhaft als sonst geführt. Die lieben Freunde erfuhren von Fritzen, was sich mittheilen ließ, erklärten sich das Mangelhafte in den Nach-

richten aus seinem Stolze, der noch immer eine öffentliche Beschimpfung nicht verschmerzen könne; und erhielten vielmahls die dringendsten Einladungen. Ueber dem allen waren indeß beynahe vier Jahre seit Buchbaums merkwürdigem Besuche vergangen, als endlich an einem Abende im Anfange des heitern Herbstes der ersehnte Haiden mit seinem Weibe, wie es seit Monathen zugesagt war, zur Zeit des Abendessens, das schon auf Kohlen ihrer harrte, eintraf.

Freundschaftliche Wärme, Erinnerung, Mittheilung und Freude waltete bey demselben, wie in vorigen Zeiten, nur kummerfreyer, als beym letzten Besuche. Buchbaum erzählte seinen Lieben, wie er die vollen acht Tage, die sie bey ihm zubringen wollten, vorläufig zu ihrem Vergnügen eingetheilt habe. In den letzten Tagen, sagte er, leben wir ganz uns selbst, die vorletzten bringen wir bey einigen braven Nachbarn zu, auf übermorgen ist alles von guten Menschen, was du in unsrer Gegend kennst, besonders auch der ehrliche Pfarrer Müller eingeladen, und morgen fahren wir mit dem Frühsten in

die Stadt, um den Obersten Roulon zu sehn, der gegen Mittag mit seiner Schaar wieder ausrückt.

Den Obersten Roulon zu sehn? rief Haiden, der längst gern auf seinen Lieblingsstoff, auf Staatssachen und Kriegsbegebenheiten gekommen wär, — ha! das ist schön. Roulon ist in diesem Kriege seit einem Jahre mein Held. Da siehst du Frau, daß ich Recht hatte. Sagte ich nicht, Roulon ist dort in der Nähe, wer weiß, ob er uns nicht zu Gesichte kommt? — Unterwegs habe ich gehört, daß er in der Stadt erwartet würde.

Buchbaum. Und er ist heute Mittags wirklich eingetroffen.

Haiden. Ja der ist rasch, wo man kaum an ihn denkt, da ist er schon. Er sey ein wunderschöner Mann von einer wahren Heldengestalt, sagte mir heute ein Gastwirth, der ihn gesehn hatte. Weißt du wohl, wie er sich vor einem halben Jahre, als man ihn bereits verlohren gab, mit seinen paar hundert Leuten durchschlug? das war ein erstaunlicher Streich! Wir können froh seyn, daß uns hier der Krieg nicht näher angeht.

Buchbaum. Je nun, gegen den wehrlosen Bürger und Landmann war er doch immer edel und gütig.

Haiden. Freylich wohl, freylich. Bewaffneten Kriegern gegenüber wie ein Löwe ist er doch selbst in Feindes Lande schonend und billig, und gegen alle andern friedlich wie ein Lamm. Roulon ist mein Held! — Auch gelehrt soll er seyn.

Buchbaum. Wenigstens nach seinen Briefen und Reden zu urtheilen, die wir gelesen haben —

Buchbaum stand hier auf, und holte Zeitungen herbey. Ich habe, fuhr er fort, diese Blätter, die heute Nachmittags kamen, und die du noch nicht gesehn haben kannst, absichtlich für dich aufgehoben. Höre nur, hier ist eine Rede, die er vor dem letzten Durchzuge durch feindliches Gebiet, ehe er in unsre Lande kam, an seine Soldaten gehalten hat: „Muthig, meine kühnen Mitstreiter, meine braven Waffenbrüder, muthig! Nur noch eine kurze Zeit Schweiß und Mühe, so folgt Ruhe, nur noch eine Zeitlang Gefahren und Wunden, so seht ihr eure Eltern und Weiber

und Kinder und Bräute wieder. Denkt an die Eurigen, und fragt euch, wie ihr wünschtet, daß sie behandelt würden, wenn unsre Gegner siegreich wären, wie wir sind. So handelt denn in des Gegners Lande. Seyd muthig bis in den Tod gegen die gerüsteten Feinde, und schonet der unbewaffneten Handwerker und Bauern und Weiber und Kinder, mit welchen wir nicht fechten, und welche zu plagen den Krieger schändet. Geht, wenn wir weiter in die Länder kommen, deren Bewohner nichts mit uns zu schaffen haben, mit diesen, wie mit Freunden um, erleichtert ihnen die Lasten und Kosten, welche die Nähe von Kriegsheeren ihnen unvermeidlich auflegt, erpreßt nichts, bezahlt redlich, was ihr empfangt, nehmt, was die Reichern euch so geben, als Geschenke dankbar an, und erwartet nichts von den Aermern. Seyd meine kühnen Waffenbrüder, seyd immer, was ihr waret, ehe ihr Soldaten wurdet, seyd und bleibet Menschen!" —

Herrlich, herrlich! Roulon ist mein Held. Laß uns anklingen: Er mag jetzt einen vergnügten Abend haben! rief Haiden, als die

Vorlesung geendigt war, grif dann begierig nach den Zeitungsblättern, und vertiefte sich mit seinem Freunde so im Lesen, Beurtheilen und Erzählen, daß der Abend allen, sie wußten nicht wie, verschwand. —

Bald ruhten die lieben Gäste in den Armen des Schlafes, auch Buchbaum wollte sich niederlegen, und erneuerte nur noch mit Innigkeit und Wehmuth das Andenken an den ernsten Auftritt, den er bey seinem Freunde erlebte, als hastig an die Thür geklopft ward. Buchbaum schrak zusammen, öffnete vorsichtig einen Fensterladen, und sahe im hellen Mondenscheine einen Mann, den ein langer Mantel verhüllte, und hinter ihm einen Diener zu Pferde.

Wer ist da? fragte der Greis.

Der Oberst Roulon, war die Antwort.

Ach Fritze! Fritze! Gott im Himmel! Mutter, Fritze ist da. Dieses Rufen, und mit der Mutter hinaus taumeln, mit den Worten: Mein Sohn, mein Sohn! in des Mannes Arme sinken und an seinem Busen hängen, war so eins, daß die Erzählung es nicht scheiden kann. Grüße, Umarmungen, Liebkosun-

gen, einzelne Fragen, Bitten um Verzeihung und Ausbrüche ihrer vollsten Gewährung wechselten lange, ehe der Sohn nur dies Wenige im Zusammenhange sprechen konnte: Welcher Macht — und ich denke auch welchem Rechte — ich diene, wißt ihr nun. Der vor vier Jahren ausgebrochne Krieg kam mir und meinem Gefährten, dem kühnen Major, der jetzt so oft genannt wird, zu Statten. Wir traten mit verändertem Nahmen in Kriegsdienste. Bey der Erstürmung einer Batterie kämpften wir beyde mit der Wuth von Verzweifelnden, Unzähliche sanken neben uns, wir kamen durch; ich trug nur diese beyden Hiebe auf der Stirn, einen Streifschuß im linken, und eine unbedeutende Wunde im rechten Arme davon. Wir wurden ausgezeichnet und waren bald Officiere. Meine Kenntnisse, vorzüglich meine Bekanntschaft mit der Meßkunst, fernerer Muth bey verschiednen bald auf einander folgenden Unternehmungen, ungewöhnliches Glück bey einigen sehr gewagten, und der Tod so vieler braven Männer, haben mich und beynahe eben so meinen Freund mit seltner Schnelligkeit empor gehoben. Große

Schätze sind seit mehr als einem Jahre auf die rechtmäßigste Art in meine Hände gekommen, aber reich bin ich nicht. Es gab überall so viele Elende, denen geholfen werden mußte, und — o Gott, ihr wißt es, — ich hatte zu erstatten. Erst vor einem Monathe habe ich mich des letzten Ersatzes entledigt. Kennt ihr dieses Liederbuch noch? Gott, welche Erinnerungen hängen an ihm, o daß ich sie ein paar Tage hindurch in diesem Hause auffrischen und feyern könnte! Ach, es ist noch alles in der lieben Stube, wie ehemahls, auch ein Canarienvogel, vielleicht derselbe, den ich zuletzt mit von der Schule brachte, hängt an der alten Stelle. O daß ich eine Zeitlang hier hausen dürfte! Sehen mußte ich euch; aber meine Zeit ist kurz. Morgen Mittags gehe ich weiter, die Mitternacht ist vorbey, und um zwey Uhr ist meine Gegenwart in der Stadt nöthig. Morgen früh nach sieben habe ich noch ein Stündchen Muße, könntet ihr dann in der Stadt seyn, da ließe sich noch manches sprechen und erzählen.

Wir kommen, wir kommen, mein Sohn,

erwiederten die Alten, aber der redliche Haiden ist hier, dürfen wir ihn mitbringen?

Haiden, ach Haiden! rief der Held, o wie vieles Entzücken soll sich mir in wenige Stunden zusammen drängen! ja er muß mitkommen. Er hört ja so gern erzählen.

Nur ein paar flüchtige Verabredungen und ein paar lange Umarmungen waren noch möglich, denn die Stubenuhr schlug eins. Wie oft hast du mich schon, sprach der Krieger, an den gern verschobnen Abschied gemahnt! Auf Wiedersehn in ein paar Stunden lebt wohl, lebt wohl!

III.

Das Huhn.

Ich dächte, ihr kauftet mir das schöne Huhn, lieber Vater. Habt ihr es denn noch nicht gesehn? O es ist ein gar schmuckes Thierchen, weiß wie Schnee, auf den Flügeln mit gelben Flecken, wie mit glänzenden Schuppen besprenkelt, sein Hals blitzt wie Gold, und einen Federbusch hat es, seht, beynahe so groß, wie meine zusammengedrückte Hand. Und es ist so zahm, wie ein Lamm, und hört auf das Wort, wie ein Hündchen. Wenn er lockt, so trippelt und flattert es herbey, nimmt, was er ihm hinhält, dreist aus seiner Hand, fliegt ihm scherzlich auf die Schultern,

und hackt nach ihm, als wollte es ihn necken. Es muß eine Lust seyn, das Thier zu haben.

So sprach nach anderm traulichen Geschwätze, die blühende Marie mit kindlichem Sinne, als sie neben ihrem Vater, dem guten Bauer Wildau, durch die niedersinkende Sonne geröthet, vom Felde zurück an einem Busche dahin gieng. — Und wo hast du denn das Huhn so genau gesehn? fragte der Alte.

Schmidt wohnt ja gerade gegen Richters über, war die Antwort. Als ich neulich des Abends Hannchen besuchte, saß er mit dem Huhne vor seiner Thür, spielte mit ihm, und fütterte es von seinem Brote. O kauft mir, wenn ers missen will, das allerliebste Geschöpf. — Der Wunsch kann wohl erfüllt werden, erwiederte der Vater, und schritt schweigend mit dem Gedanken weiter: Möchtest du liebe Unschuld nie eine bedenklichere oder schwerer befriedliche Sehnsucht hegen; solche Wünsche will ich gern stillen.

Das konnte Wildau auch, wie er es wollte. Er war der reichste Bauer im Dorfe, und für seine einzige Tochter Marie, für sein Al-

les

les nach dem Tode ihrer vor manchen Jahren gestorbenen Mutter, war nichts ihm zu theuer, was die Vernunft gut hieß. So männlich seine Forderungen der Sittlichkeit an sie waren, so standhaft er ihr jedes Vergnügen versagte, das der Tugend nur von fern her Gefahr drohte, so bedächtlich er Aufforderungen zu Gelagen und Tänzen nur dann genehmigte, wenn er selbst dabey gegenwärtig seyn konnte, so kindlich theilte er die kleinen Freuden und Spiele seiner Lieben, und so bereit war der begüterte Mann, ihr selbst für mehrere Thaler eine beschäftigende Lust zu erkaufen. Der Mensch, und zumal ein achtzehnjähriges Mädchen, sprach er öfters, muß etwas zu spielen haben. Ueber einen arglosen Zeitvertreib vergißt man manches Böse, und ich habe Jünglinge und Jungfrauen gekannt, denen ihre verpflegende Liebe zu einem Häuflein bunter Tauben die Unschuld bewahrte. Er wies daher Mariens nimmer habsüchtige Laune nie gebieterisch zurück; sie hatte mehrere Beete im Garten, auf welchen vom Frühlinge bis zum Herbste die größten und buntesten Blumen im Dorfe blühten, und

erst vor kurzem hatte er ihr ein köstbares Buch mit schön gemahlten Pflanzen und Bäumen geschenkt.

Du sollst das Hühnchen haben, wiederholte er freundlich. Schmidt ist arm, er wird den kleinen Gewinn nicht abweisen, wir wollen jetzt im Vorbeygehn bey ihm anfragen.

Bey ihm anfragen? rief Marie, und ihr ganzes Gesicht strahlte von Freude. Ach ja, lieber Vater, das wollen wir. Wie freue ich mich! Wir besuchen ihn also?

Ernst und forschend blickte der Greis die unbefangne Holde an, und sprach, als besönne er sich anders: Oder du könntest auch gleich nach Hause gehn, es ist doch Verschiednes zu besorgen, ich rede mit ihm, und komme bald nach.

Marie schien traurig zu werden. Wir halten uns ja da nicht lange auf, hub sie an, warum sollte ich euch nicht begleiten? Schmidt ist dürftig, er sollte wohl gar denken, ich ginge aus Hochmuth vorüber, und er ist doch ein so guter Mensch.

Der Vater. Das ist er, ja das ist er,

und seine Armuth hat er nicht verschuldet. Es ist mir noch, als wär' es heute geschehn. Der Wächter hatte eben eilf gerufen, als das fürchterliche Schreyen: Feuer! Feuer! von einem Ende des Dorfs zum andern schallte, und die Flamme bey dem Nachbar seines Vaters hoch heraus schlug. Da war kein Retten, der alte Schmidt brannte von Grund aus mit ab, und konnte sich hernach nicht wieder helfen. Als er vor fünf Jahren starb, überließ der Sohn den Gläubigern das Gut, und bekam nicht einmahl so viel heraus, daß er seine Hütte ganz bezahlen konnte, er blieb darauf schuldig. Es war wahrhaftig sehr verständig, daß er sich nicht schämte, aus einem Bauer ein Handarbeiter zu werden. Und er hilft sich, er hat, wie ich höre, die kleine Schuld beynahe abgetragen, er ist treu und fleißig, und kurz einer der rechtlichsten jungen Männer im Dorfe.

Marie. Und der hübscheste von allen, meynt ihr nicht auch Vater? Nicht wahr, ich gehe mit zu ihm?

Der Vater. (der sie noch gespannter als vorher betrachtet) Ja du gehst mit, und weißt

du was, wir wollen morgen Mittag bey ihm essen.

Marie. Bey ihm essen! morgen! das ist herrlich!

Sie stieß dies so rein und so warm, wie sie es fühlte, heraus, und ohne alle Befremdung über die Aeußerung des Vaters, weil ihr unter vielen guten Eigenheiten des Greises seine Gewohnheit schon etwas Altes war, von Zeit zu Zeit einmahl bey armen Leuten zu essen, denen er dann immer von seinem Hofe und aus seinen Vorrathskammern reichlich spendete, damit sie ihn von seinen eignen Gaben bewirthen konnten.

Das ist herrlich! sagte sie noch einmahl; aber jetzt müssen wir wohl etwas schnell gehn. Es wird spät, seht nur, unsre Schatten reichen schon über einen halben Morgen Ackers hin. Wie sie so lang und so ernstlich hinter einander her schreiten, es sieht recht sonderbar aus.

Indem bogen Beyde um die Ecke des Busches, hinter welchem das stille Dorf lag, und siehe, Schmidt trat ihnen mit der Sense über der Schulter hastig entgegen, erblickte

sie plötzlich, grüßte sie ehrerbietig, erröthete, und beantwortete Wildaus Frage: So spät noch zum Fleiße? mit stammelnden Worten. Ich will euch nicht aufhalten, sagte der Greis; aber morgen, wenn ich darf, esse ich mit meiner Tochter bey euch. Wann seyd ihr diesen Abend wieder zu Hause?

Schmidt verstand, was das heiße, vermochte vor der Verwirrung durch die überraschende Freude kaum zu sagen, daß er nach einer Stunde wieder daheim seyn werde, und seine Augen wurden feucht, als er weiter ging. Marie sah sich mehrmahls nach ihm um, bis der Busch ihn verbarg, indeß der Jüngling nur einmahl wagte, sein Antlitz zu wenden. Hoch entzückt wandelte er seines Weges, und empfand wie die glücklichen Menschen in uralten Geschichten, wenn ihnen ein Besuch von gütigen Engeln zugesagt war. Längst hatte er Marien heimlich geliebt, und deswegen auch schon sein fünf und zwanzigstes Jahr vergehn lassen, ohne Gatte zu seyn, so gern auch manche Tochter manches ländlichen Siedlers dem guten arbeitsamen Manne in seine Hütte gefolgt wär. Oft bedauerte er

den Reichthum seiner Verehrten, und wünschte, daß die fromme liebliche Jungfrau das Kind eines Tagelöhners seyn möchte. Daß sie sein Weib werden könne, fiel ihm nie ein; sie stand vor seiner Seele, wie ein Bild künftigen Glückes in einer bessern Welt, welches hienieden zu erringen niemand versucht. Ehrerbietig ging er vor ihr vorüber, wie ein gemeiner Bürger vor der Tochter seines Fürsten, wenn diese ihm auch noch so liebenswürdig schien, grüßte sie schüchtern, und hielt sich für glücklich, wenn sie ihm milde dankte.

Für Marien hatte er eigentlich das Huhn erzogen und gezähmt, und er konnte sich keine größere Wonne denken, als wenn sie es von ihm annähme. Seit Monathen hatte er auf Veranlassungen gesonnen, es ihr zu schenken, und er hatte diese überall erblickt, und auf tausenderley Art herbeyführen zu können gemeint; wie ein Kind, das sich nach der Weyhnachtsgabe sehnt, durch jedes etwas hell erleuchtete Fenster daran erinnert wird, bis die Zeit der Freude da ist. Immer hatte den Feinfühlenden die Besorgniß zurückgehalten, das Huhn möchte einem Angel nach Wildaus

Geschenken gleichen; jetzt bot sich ihm eine herrliche Gelegenheit dar, es ohne den Schein von Zudringlichkeit der Holden zu bringen.

Marie kommt zu mir! dachte er bey sich, als er nun seine Arbeit, in fröhlicher Zerstreuung eilig vollbrachte. Marie kommt in meine Hütte! Ists möglich? ists wahr? oder hats mir geträumt? Aber warum wär' es denn nicht wahr? Wildau hats ja versprochen: er macht es ja oft so. Kaum vier Wochen ists nun, als er bey Wilmsen aß, freylich nur, um den dürftigen Mann für mehrere Tage mit guten Speisen zu versorgen, und Marie war auch dabey. Habe ich nicht damahls Wilmsen so selig gepriesen: nun trifft das Loos auch mich, glücklich zu seyn. Marie kommt in meine Hütte, und das Huhn kommt an Marien. Freue dich liebes Thierchen, künftig wird die Gute dich füttern. Wie manchmahl habe ich überlegt, wann und wie ich dich ihr gäbe, und nichts wollte mir so recht gefallen. Bald war ich Willens, dich heimlich auf ihren Hof zu setzen, bald wollte ich sie reitzen, dich von mir zu fordern. Habe ich nicht neulich, als sie bey Richters

Hannchen war, bloß darum vor der Thür so viel mit dir getändelt, daß sie dich bemerken und liebgewinnen sollte. Nun kommt Marie zu mir, nun soll sie dich haben!

Er arbeitete wie ein Liebender für die Geliebte, und war daher früher wieder zu Hause, als er Wildauen bestimmt hatte. Nun harrte er auf das, was Wildau nach seiner allbekannten Gewohnheit zu dem Mahle schicken würde, und durch einen Gedanken an seine Armuth unterdrückte er die Vorstellung, wie süß es seyn müßte, wenn er die lieben Gäste von seinem eignen Gute bewirthen könnte.

Aber ach! er harrte vergebens, ach! er mußte wohl vergebens warten. Wildau hatte, als er zurückgekommen war, im Hofe mit seinen Leuten von einem kranken Drescher, dessen Nahme dem Nahmen des liebenden Jünglings fast gleich klang, mit Wärme gesprochen. Als er daher einer Magd, die von ihm unbemerkt seine Unterredung hörte, befahl, eins der besten Hühner zu haschen, und dieses mit den Töpfen, die Marie nach seiner Anordnung gar freygebig gefüllt hatte, zu

Schmidten zu tragen, so trug sie durch den ähnlichen Nahmen geführt, die Gabe zu dem Kranken, der schon mehrmahls Wohlthaten durch sie erhielt, und aus der Antwort, die sie zurück brachte, er lasse sich zum schönsten bedanken, konnte Wildau keinen Irrthum errathen.

Von Minute zu Minute ward Schmidts Hoffen auf die Gabe ängstlicher, weil er sie als die Bedingung und als das Pfand seiner Freude betrachtete. Schickt Wildau nichts, dachte er, so war seine Rede nur Scherz. Daß ich ihm wenig mehr als trocknes Brot vorsetzen kann, weiß er, sendet er also nichts, so hat er gescherzt, bitter, ach bitterer als er wohl vermuthete, gescherzt. Unter solchen Gedanken, die ihm bald Herzklopfen erregten, bald sich wieder erheiterten, verging ihm der Abend. Jedes Geräusch meinte er, müsse sich ihm nähern, jeden fernen Tritt hielt er für die Ankunft des Glücksboten, oft horchte er lauschend aus dem Fenster, oft eilte er zu dem Pförtchen, durch das man in den Hof vor seiner Hütte trat, ach! es kam nichts. Eilf Uhr war vorüber, als ihm däuchte, daß

etwas an seiner Thür rüttele, er lief hinaus, alles war still, der Wind hatte sie bewegt. Erst in der Mitternachtsstunde sank er auf sein Lager; in leisem, ungewissen Schlafe, bald froh bald traurig träumend, bald Gedanken der Furcht, bald der Hoffnung denkend, lag er, bis der Tag graute. Vielleicht war es Wildauen gestern zu spät, vielleicht kommt nun etwas, sagte er bey sich, und sprang auf. Es ward heller, und es kam nichts. Er harrte, er horchte, er öffnete die Thür, stand in derselben, ging weiter in die Gasse, blickte nach allen Seiten, schlich in die Hütte zurück, eilte wieder hinaus und schaute, und ach! es kam nichts.

Die Sonne stand hoch, als sich Schmidt, wer weiß zum wie vielsten Mahle, in seine Pforte stellte. Siehe da war eben Wildau auf seinem Rosse, um das Feld zu besuchen, vorüber geritten. Der Mann sah sich um, und rief schon etwas fern mit freundlicher Geberde: Guten Morgen, lieber Schmidt! nun es bleibt dabey. Zur Mittagsstunde stelle ich mich mit meiner Tochter ein. Dann trieb

er das Pferd, — und war dem Jünglinge aus den Augen.

Zugleich entzückt und vor Schrecken schier betäubt, stürzte Schmidt mit dem Gedanken in seinen Hof zurück: Sie kommen, Marie kommt, welches Glück! Aber womit soll ich armer Mann sie bewirthen? welches Unglück! Hätte ich das gestern gedacht, so vermochte ich wohl, noch etwas zu ersinnen; aber wie konnte mir einfallen, daß er es mit mir anders als mit allen andern halten werde? Was fange ich nun an? So stand er mit in einander geschlungenen Armen, und die Thurmuhr schlug. O wehe, nur noch drey Stunden, so kommen sie, so kommt Marie!

Ein Mann, der, Kraft seines Amts, für einen verschuldeten Staat, in kurzer Zeit ungeheure Summen aus Nichts herbey zu rechnen streben muß, kann nicht verlegner, ein Schuldner, der augenblicklich bezahlen oder ins Gefängniß wandern soll, kann nicht banger seyn, als der Jüngling war. Gemüse, schönes wohlschmeckendes Gemüse, mehr als genug ist, hätt' ich wohl, sprach er bey sich; aber woher nehme ich das kleinste Stücklein

Fleisch? Lieber Himmel, es giebt so vieles Fleisch in der Welt, es wird heute von reichen Tischen so manches köstliche Stück unangetastet abgetragen werden, wer davon nur ein Weniges hätte! Ein paar Tauben flog über ihm hin. O daß ihr in meinen Händen wäret! rief er, und hing diesem Wunsche mit größerer Innigkeit nach, als ein Schuldner der Vorstellung, welche Lasten Goldes hin und wieder ungebraucht aufgehäuft liegen. —

Es schlug ein Viertel. O schnelle Zeit! O langsame Erfindungskraft! Sie will mich besuchen. Was beginne ich? Bey dieser Frage pochte sein Herz, wie das Herz eines Verbrechers, als er einen dunklen Gedanken zu erhellen wagte, mit welchem er schon vorher das Huhn, das heute minder als sonst verpflegt um ihn hüpfte, angesehn hatte. So bleibt mir denn nichts, als du? Als du, meine schuldlose Freude und meine Hoffnung? Ihr zum Spiele, ihr zum Vergnügen habe ich dich aufgezogen, und sollte dich zu einer Mahlzeit opfern? Aber zu einem Mahle für sie, — ach für sie! Wie einen Knaben ein zorniges Thier jagt, so trieb Schmidten die-

ser Gedanke in das Haus, in welchem er mit den Klagen von einer Stätte zur andern wankte: So solltest du sterben, liebes, zahmes, zuthätiges Geschöpf? Ich habe an dir gehangen, wie ein Kind an dem Jugendgenossen, du liefest mir nach wie einem Gespielen, du folgtest mir bis an die Pforte, wenn ich wegging, flogst mir entgegen, wenn ich heim kehrte, kamst des Morgens an mein Bette, sprangst so kirr auf meinen Arm, picktest furchtlos Gerste aus meiner Hand, und meyntest, wenn ich mein Brot aß, dir komme auch ein Krümchen davon zu! Du hattest mich so lieb, und ich sollte dich würgen? — Aber Marie kommt her, — Marie!

Diesen Nahmen lispelnd stand er wieder im Freyen, schaute gen Himmel empor und seufzte, und blickte über die leimernen Wände an beyden Seiten in das Gehöfte der Nachbarn, als werde sich ihm hier Hülfe darbieten. Ach! die Nachbarn waren ärmer als er, kein Thier regte sich auf ihren Höfen, und er sahe auf demselben nur Scherben zerbrochener Gefäße und Kinder. Von neuem ertönte ein Viertelstundenschlag. So muß es denn

seyn? seufzte Schmidt. Angstschweiß rann über sein Antlitz, und er wetzte mit Heftigkeit ein Messer auf der Schwelle vor dem Hause, bis zu welcher ihm das Huhn nachgelaufen war. O wehe! mein Liebling, stöhnte er, indem er es faßte und an sich drückte, ich hätte nicht gedacht, daß ich das an dir thun würde, für mich hätte ich deinen Tod nicht beschlossen, und läg' ich ohne Labung krank danieder, aber für Marien! — Du weißt nicht, wie ich traure, verstehst nicht, was ein Mensch leidet; vergieb mir liebes armes Thierchen! Noch einmahl preßte er es an seine Lippen, hielt es wie über etwas Unbegreifliches staunend, eine Weile vor sich hin, seine Thränen tröpfelten wie Perlen auf den glatten Flügeln hinab, er drückte die Augen zusammen, rief, Marie! und mit starker Hand war der gefürchtete verzögerte Schnitt vollendet.

Er stürzte in das Haus, um das fließende Blut und die letzten Bewegungen des Geschlachteten, das seinen Händen entsank, nicht zu sehen, und Bedaurung und Entschuldigung der That, Mitleid und Reue, und Billigung

kämpften in seinem Herzen, als er Feuer anzündete, und Gemüse auswählte und sorgsam bereitete. Erst als dies geschehen war, trat er wieder in den Hof: das Hühnchen war todt und begann zu erkalten. Wie sanft er es weinend streichelte, mit welchem Drange von Empfindungen er es seiner Federn beraubte, die er, um sich einen bekümmernden Anblick zu ersparen, mit Erde beschüttete, und wie, bey der ferneren Beschickung des kleinen Tisches, seine Hoffnung großer Freude mit dem gegenwärtigen Kummer rang, vermag ich nicht zu beschreiben. Ist nicht das kleinste, von manchem verachtete Gefühl, mit seinen Aufwallungen und Wirkungen ein Theil des geheimnißvollen Gewebes im Innern der Menschheit, dessen wunderzarte Faden der Hand, die sie fassen und ihren verflochtenen Gang verfolgen und nachzeichnen will, immer entschlüpfen? Darum versuche ich auch nicht, es zu schildern, wie jeder von den drey guten Menschen empfand, als Wildau heiter und treuherzig, und Marie kindlich und unschuldig, aber etwas ernster als sonst, am Mittage plötzlich in die Hütte trat, wie

Schmidt sie empfing, wie geschäftig er den Tisch besorgte, was der Greis redete, wie die jungen Leute Worte und Blicke wechselten, wie Schmidt es zu verbergen strebte, daß er nichts von dem Fleische berührte, und wie sein oft verscheuchter und immer wiederkehrender Ernst seinen lieben Gästen nicht ganz entging. Es war ein armes herzliches Mahl, dessen Gefühle nachempfunden seyn wollen. Bald war es genossen, und Wildau begann: Lieber Schmidt, ihr habt ein schönes, zahmes Huhn.

Ach Gott! rief der Jüngling, erblaßte und zitterte.

Wildau. Habt ihr's nicht mehr? Wir wunderten uns schon, da wir kamen, es nicht im Hofe zu sehn. Aber über unsre Reden vergaß ich zu fragen.

Schmidt. Das arme Thierchen!

Wildau. Ihr weint? Warum? Wo ist es?

Schmidt. Es war — ach! unsre Mahlzeit.

Eine hastige Frage des Greises, ob ihm nicht gestern Abends eine Magd etwas gebracht habe? klärte nun alles auf.

O!

O! das dauert mich gar sehr, sprach Wildau, — ich wollte euch um dasselbe für meine Tochter bitten.

Schmidt. So muß ich denn alles, auch die Freude, Marien zu erfreu'n, verlieren. Ich armer, armer Mann!

Von tiefem Kummer, von bitterm Unmuthe, wie er nur irgend in einer so friedlichen Brust stürmen konnte, vielleicht auch, von dem dunkeln Gedanken getrieben, daß ihn seine große Aufopferung zu reden berechtige, wagte er nach einem kurzen Schweigen die Worte: Zürnet mir nicht, es muß heraus. Marie war schon lange mein steter Gedanke, ich hatte sie lieb, wie mein Leben, für sie erzog ich das Hühnchen, ihr gedachte ich eine Lust damit zu machen. O wehe, nun habe ich meine und ihre Lust getödtet! Liebe Marie, Vergebung!

Der Alte schluchzte und die Jungfrau trocknete ihre Thränen. Noch vor Kurzem hätte die Kindliche stundenlang bloß um das Huhn weinen können, jetzt feuchteten, mit dem Harme um das Thier, zugleich süßere Regungen ihre Wangen.

Wildau. So liebst du, guter Schmidt, — ich betrachte dich von nun an wie meinen Sohn, — so liebst du meine Tochter?

Schmidt. Gott weiß es. Ja, ich gäbe alles für sie hin.

Wildau. Und du Marie? Fühlst du etwas für den Mann?

Marie. (stammelnd) Es jammert mich, daß er um meinetwillen Kummer hat. Ich möchte ihn so gern trösten.

Wildau. Liebst du ihn? Willst du seine Gattinn werden? Du schweigst? Verschließ mir dein Herz nicht. Wie wenn ich schon hinein geblickt hätte? — Siehe, ich stand gestern früh am Fenster, als du zu der Kürbisstaude, die ganz hinter den Bohnen versteckt ist, gingest. Du schnittest in eine Frucht derselben mit einem Messer, und verbargst sie dann wieder sorgsam hinter dem Laube, das sie beschattet. Was hast du hineingegraben? Wie wenn ich nachgesehen hätte? Werde nicht so roth, zerreibe das Band nicht so. Liebe Marie, auf jeden offen da liegenden Kürbis hast du meinen oder deinen Nahmen oder ein Verslein geschrieben, nur auf dem behutsam

verhüllten steht: Christian Schmidt. Bist du dem Manne gut? schäme dich nicht, es zu sagen. Sein Vater war ein Bauer, wie ich bin, und ein ehrlicher Mann, nur nicht so glücklich. Christian, — tritt herzu Redlicher! — ist nicht begütert, aber rechtschaffen und fleißig, er hat in seiner kleinen Wirthschaft bewiesen, daß er Haus zu halten versteht. Und dir, meine Tochter, gab er heute ein theures Pfand seiner Liebe. Bist du ihm gut?

Marie. (furchtsam) Ja, ja.

Wildau. Oder ist dir irgend ein Jüngling werther?

Marie. (lebhaft) Nein, nein. Das schöne Huhn! — Ach! daß er es für mich geschlachtet hat, vergesse ich nie. (Sie streckt wie unwillkürlich ihre Hand nach ihm hin.)

Wildau. So werdet Mann und Weib. Gebt euch die Hände, und nehmt eures Vaters, und des großen Vaters Segen.

Schmidt. Marie! Vater! und du großer Vater im Himmel! Was sag' ich, was thue ich? ich kann mein Glück noch nicht begreifen. Mein Leben möchte ich für euch lassen.

Marie. Bester, lieber Schmidt! —

Wildau. (drückt die Schüchternen einander in die schon geöffneten Arme) Liebt euch, liebt mich, und Gott segne euch, meine Kinder!

IV.

Lied eines Landmanns zum Lobe seines Weibes.

Freudig sink' ich hier in Blumen nieder,
Sing', o Lerche, sing' in meine Lieder,
Wie du jubelst, liebes heitres Thier!
Hast wohl auch ein treues Weib im Neste?
Sieh, mir ward der guten Frauen Beste,
Steig' empor und singe froh mit mir!

Müde war ich von des Tages Fleiße,
Und die Wangen trieften mir von Schweiße:
Aber nun bin ich schon wieder frisch:
Eilte doch mein ganzer Ehesegen
Und die Gattinn freundlich mir entgegen,
Und umhüpfte mich bis an den Tisch.

„Wilhelm komm, du mußt dich wieder
laben,
Sieh, das Beste geb' ich, was wir haben,
Und noch einen schönen großen Dank!"
Sprach mein Weib, und küßte mich und
brachte,
Daß das Kind am Busen nicht erwachte,
Flüsternd mich an meine Gartenbank.

Meinen Platz am kleinen Tische schmückte
Goldner Lack, den meine Hanne pflückte,
Und mit Majoran zusammen band,
Und die dürft'ge Kost in irdner Schaale
Würzte mir zum schönsten Festtagsmale
Ihre Red', ein Druck von ihrer Hand.

Juble, Lerche, lauter nach mir nieder,
Ist mir's doch, als priesen deine Lieder,
Wie beglückt ich durch mein Weibchen bin:
Solche schmucke Frauen gibt es wenig,
Wie mein Hannchen ist, und mancher König
Hat nicht solche schöne Königinn.

Aber nehmt der Augen, nehmt der Haare,
Nehmt der frischen Wangen Reiz, ihr Jahre,

Nehmt ihr doch ihr schönes Herz ihr nicht,
Nicht den Fleiß, die Lieb' und reine Sitte,
Nicht die Tugend, welch' um meine Hütte
Täglich neue Blumenkränze flicht.

Bey der Schwalbe Morgengruß' am Dache
Eilt sie flink aus unserm Schlafgemache,
Keine Mühe scheint ihr je zu klein;
Und wenn manche nicht gar sauber gehen,
Daß es einen schmerzet, sie zu sehen,
Steht sie selbst am Heerde nett und rein.

Wenn sich andre Weiber reicher schmücken,
Wird sie nimmer scheel nach ihnen blicken,
Und verkleinert und beschwatzt sie nicht;
Nimmer gleicht ihr Antlitz trübem Molken:
Des Verdrusses und des Unmuths Wolken
Haften nicht auf ihrem Angesicht.

Meine Kinder lehrt sie, straft nur selten;
Vor Geschrey, vor Zank', und wildem Schelten
Flieht aus meiner Hütte nie die Ruh,
Und — ich bin vor manchem Mann gesegnet! —
Wenn es bey dem Wäschetrocknen regnet,
Rechnet sie das Wetter mir nicht zu.

Könnt' ich singen, wie sie hilft und liebet,
Eifrig, was der Pfarrer predigt, übet! —
Neulich lag der alte Müller krank,
Täglich labte sie den Mann mit Speisen,
Gab ihm Linnen; — hört' er mich sie preisen,
Mit mir pries sie laut sein Herzensdank! —

Schau, jetzt wallt die Sonn' in Gluthen nieder,
Schon verstummen Lerche deine Lieder,
Alles sinket in der Dämmrung Ruh:
Horch! da rauschet meines Gärtchens Pforte,
Horch! ich höre milde, liebe Worte,
Sieh, mein Hannchen winkt und eilt mir zu.

V.

Der Ersatz.

Die schöne Agnese hatte nach ihrer Trauung mit einem sehr edlen Jünglinge lauter wohlgemeynte Glückwünsche empfangen. Nicht einer in der Gesellschaft war gleichgültig geblieben, als die liebliche Braut, die man die Krone der Jungfrauen nannte, und ihr biederer Bräutigam mit schwimmenden Augen lange in den Armen der weinenden Eltern hingen, und dann die Uebrigen mit einnehmender Rede um freundlichen Antheil an ihrem Glücke baten. Bewundernd war mancher zurückgetreten, und über Agnesens schlanke Gestalt, über den Zauber und die Blüthe ihrer

Reize in Erstaunen und in Nachsinnen versunken, ob sie mehr der Göttinn der Zucht, oder der Gesundheit, oder der Schönheit gleiche; dann aber hatte ihn wieder der Glanz ihrer Augen, der unter den milden Wimpern wohlthuend hervor strahlte, wie das Mondenlicht aus umschattendem Gewölke, traulich zu der Guten gezogen, die von himmlischer Freude durchglüht jedes menschliche Wesen mit der reinsten Menschlichkeit umfaßte.

Mit Gefühlen, wie die vergangne Feyerlichkeit, und die Liebe, die sich dabey ergoß, sie unterhalten mußte, lustwandelten nun alle so wie das Brautpaar in dem Garten. Nur der Pfarrer, der die Hände der Liebenden in einander gelegt hatte, blieb mit einem Bekannten des Hauses ein wenig zurück. Dieser führte den Prediger, der erst seit kurzem in seinem Amte war, durch alle reiche und schimmernde Zimmer und Säle des Gutes, das im Innern und Aeußern wie ein fürstliches Schloß prangte, und ließ ihn aus einem Fenster desselben die geschmückte Landschaft, und dann die Reihen der Wirthschaftsgebäude, den Hof, auf welchem üppiges Vieh sich

drängte, und den Garten übersehn. Allen den Ueberfluß, sagte er, und außer diesem noch ein paar bedeutende Güter nennt nun Agnese das ihrige. Wer ihr das vor einem Jahre gesagt hätte! —

Ja, fiel der Pfarrer ein, mir kam noch nie eine löblichere Heyrath vor. Wenn sich die reiche Weisheit mit der armen Schönheit und Tugend verbindet, das freut, das befriedigt den unbefangnen Hörer und Zuschauer so innig.

Sie haben Recht, erwiederte der andre, ich weiß nichts, was in der ganzen Nachbarschaft mehr überrascht hätte, als die Nachricht von dieser Verlobung, und was doch allgemeiner gebilligt und beklatscht wär; und selbst die, welche etwa eine andre Wahl des Bräutigams gewünscht, oder an seiner Stelle ein reiches Mädchen gesucht hätten, schämten sich, ihre Befremdung zu äußern. Der Geist, die Kenntnisse, das feine Gefühl, die uneigennützigen Gesinnungen des jungen Mannes ließen mich immer so etwas erwarten. Seine Mutter, eine vernünftige Frau, war ihm nicht entgegen: Mein einziger Sohn hat

durch Gottes Segen, sprach sie immer, Güter genug, er mag seinem Herzen folgen. Sein Vater würde, wenn er noch lebte, bey aller Rechtschaffenheit vielleicht schon mehr Schwürigkeit gemacht haben. — Daß es sich so herrlich fügen mußte, daß unser Bräutigam vor einem Jahre auf einer Reise gelegentlich die schöne Agnese bey dem Amtmanne kennen lernte, der die dürftige Verwandte erzog!

Gott schenke ihrem Verpfleger, rief der Pfarrer, alles Heil und allen Frieden! Der Mann nahm mich, als ich ihn unter den Gästen gewahr ward, durch sein treues frohes Gesicht augenblicklich ein.

Und wahrlich, fuhr der andre fort, er hätte, und wenn Agnese sein Kind wär, nicht mehr thun können, als er that, ihr die besten Kenntnisse und eine recht vorzügliche Bildung zu geben. Dafür hat er nun aber auch Freude, als ob er seine eigne Tochter ausgestattet hätte, und das Glück, ihren Eltern ein ruhiges Alter zu verschaffen. Sie wissen doch schon, daß diesen der Schwiegersohn ein Gütchen zur Benutzung überläßt, welches sie hinlänglich nährt? Beyde vermögen sich vor

Entzücken noch gar nicht zu fassen. Sahen Sie wohl, wie dem alten Vater bey der Trauung die Thränen von den Wangen liefen, und wie die Mutter das Gesicht verhüllte, und hörten Sie, wie sie schluchzte? Ich selbst war nie gerührter bey einem gleichen Feste. Sie hatten vorhin ganz Recht. Wenn man bey mancher Hochzeit so kalt bleibt, als ob man statt des Brautpaars zwey Geldsäcke zusammen stellen, und bis zu gleicher Höhe vollfüllen sähe, weil einem etwa einfällt, daß etwas Aehnliches geschahe, ehe die jungen Leute an den Altar traten, so geht einem dagegen auch Herz und Auge über, wenn man die Weisheit um die Unschuld werben, beyde Tugend gegen Tugend austauschen, und von der einen Seite Reichthum, von der andern Schönheit in den Kauf gehn sieht.

Unter solchen Gesprächen kam der Prediger in den Garten, wo sich sein Gefährt fröhlich unter den Haufen mischte. Er aber ging in mannigfaltiger Betrachtung des vorher gehörten unbegleitet weiter, und heftete die Blicke mit Wärme auf das Brautpaar, das in seiner trunknen Seligkeit verlohren allein

in einem Gange auf und nieder wandelte. Mit Rührung bemerkte er, wie Agnese gen Himmel und zu dem Geliebten auffahe, dann schnell die Hand erhob, die Augen zu trocknen, und wie der Jüngling sanft ihre Hand fassend die Thräne von den glühenden Wangen küßte. — Mag doch das Entzücken weinen! mögest du immer nur von diesem Frühlingsthaue der Wonne glänzen, junge Rose, mag dein Lenz lang, dein Sommer segenreich und nicht schwül seyn, und dein Herbst neben den Früchten neue Blüthen treiben! — so dachte der Pfarrer innigst bewegt, und gelangte unvermerkt an das Ende des Gartens, wo ihn ein dichtes Gesträuch mit fast verwachsenen Gängen umkränzte.

Er meynte, es müsse süß seyn, hier ein Weilchen mit seinen Gefühlen traulich einsam zu wallen, und verfolgte den geschlungenen schattichten Weg, bis er von fern in einem Kreise von Birken ein freyes Plätzchen, und auf demselben vor einer Rasenbank eine Betende auf den Knieen erblickte. Es war Agnesens Mutter. Leise hob er sich auf den Zehen zurück, bis er die Andächtige nicht mehr

sahe, dann eilte er, bis er aus dem Gebüsche war, lispelte vor sich: Ja, bete zärtliche Mutter für deine fromme Tochter, erflehe ihr und allen ihren Theuren alles Gute vom Vater im Himmel; — und schritt in der Nähe hin und her, um jeden, der das ausströmende Gefühl stören könnte, durch eine Anrede abzuleiten. Als er sich so von neuem dem Eingange in das stille Heiligthum näherte, trat ihm die Mutter mit rothen, nassen Augen entgegen. Ich habe geweint, begann sie, und reichte ihm die Hand. Ich verberge Ihnen das nicht, empfangen Sie meinen Herzensdank für alles, was Sie in Ihrer Traurede von den Wegen der Vorsehung sagten, ich habe das an einem Orte beherzigt, zu welchem ich Sie bitte mit mir zu gehn.

Er folgte ihr bis unter die Birken. Hier bin ich jetzt gewesen, fuhr sie fort. Sehen Sie, auf der Rasenbank an dieser Stelle, wo durch die Bäume das Wohnhaus des Gutes schimmert, habe ich vor neunzehn Jahren ohngefähr in derselben Jahrszeit, und seitdem nicht wieder gesessen. Gott, wie war es damahls ganz anders! Wir hatten dieses Gut

von dem Vater meines Schwiegersohns gepachtet und verarmten in dieser Pacht. Vielleicht war für unser kleines Vermögen die Unternehmung etwas zu groß. Durch Fleiß und Sparsamkeit hofften wir sie zu bestreiten. Aber die Preise fielen unerwartet, die zweyte Aernte verlohren wir durch Hagelschlag fast völlig, es starb uns Vieh, — und wir wären Bettler gewesen, wenn wir nicht noch die Schaam gehabt hätten. Unser Gutsherr behandelte uns nachsichtig und billig; aber wir waren nicht zu retten. Da saß ich eines Tages hier mit der kleinen halbjährigen Agnese auf dem Arme, weinte das Gesicht des schlafenden Kindes naß, rang die Hände, und starrte bald den Himmel und bald das Gut an, das wir am nächsten Morgen mit leerer Hand verließen. Mein rechtschaffner Mann nährte als Verwalter und Gehülfe reicher Güterbesitzer mich und meine Tochter kümmerlich, die der würdige Amtmann unser Gast seit ihrem zwölften Jahre so wohlthätig erzog. Und nun schaue ich von derselben Stelle auf dasselbe Gut, als auf das Eigenthum meiner Kinder. Ewige, gütige Vorsicht, deinen

Se-

Segen über so viele gute Menschen, und Dank, Dank für den unverdienten reichen Ersatz! Nach diesen Worten schauete sie aufwärts, richtete die gefalteten Hände empor und schwieg.

Ewige gütige Vorsicht, wiederholte der Pfarrer in ähnlicher Stellung, Dank dir für diese seltne Segnung durch das Herz und durch die Liebe, in welchen du deinen Kindern so oft Ersatz für das bereitest, was ihnen das Schicksal raubte.

VI.

Der Pranger.

Morgen früh an den Pranger? Gott im Himmel, ist's möglich? ach! erbarmen Sie sich, Herr Gerichtsrath, erbarmen Sie sich über uns. Sie sollen sehn, daß wir's verdienen. An den Pranger? das überstehe ich nicht, das überstehn wir nicht. Wie waren wir so zufrieden und glücklich, wie hofften wir es ferner zu seyn! — Noch vor einer halben Stunde — o der unselige Einfall! — Fragen Sie, wen Sie wollen, Sie werden hören, daß wir fleißig und treu arbeiten, daß wir jedem das Seinige geben und lassen, daß wir noch nie einen Pfennig veruntreuet haben.

Ach! lieber Herr, sprechen Sie das Wort der Vergebung. O wehe, Sie sehn so finster aus. Haben Sie Mitleiden! —

So rief von Schluchzen und Thränen unterbrochen eine arm gekleidete, wohlgebildete Jungfrau, und rang die Hände, als ob sie sie zerfleischen wollte. Bald preßte sie dieselben angstvoll gen Himmel, bald flehend vorwärts, jeder Blick der Augen, jeder Zug des Gesichts verkündigte innre Stürme, jedes Glied war in Bewegung, und die ganze Stellung ihres zitternden Leibes schien einen Kampf des Herzens zu verrathen, ob sie vor dem Manne auf die Kniee fallen solle, oder nicht. So müssen wir denn, rief sie noch einmahl, unsern ehrlichen Nahmen verlieren, so müssen wir an den Pranger?

Der Gerichtsrath. Nicht ihr, gutes Mädchen.

Das Mädchen. Aber Heßmann, mein Verlobter, bester Herr Gerichtsrath, ich oder er, ist denn das nicht eins?

Der Gerichtsrath. Der Unfug hatte so überhand genommen, daß das alte bekannte Gesetz von neuem geschärft werden mußte.

Heßmann weiß doch wohl, welche Strafe selbst auf kleine Diebereien im Felde und in Gärten gesetzt ist?

Das Mädchen. Lieber Herr Gerichtsrath, es hat ja wohl jeder seine Stunden, — wie soll ich nun sagen? — in welchen er nicht bei sich ist. So muß es mit ihm gewesen seyn. Lassen Sie sich erzählen. Oder habe ich's schon erzählt? Vielleicht habe ich's nicht recht beschrieben, ich weiß nicht, ich kann gar nicht ordentlich denken. Hören Sie nur: Heßmann hat einen Morgen Rocken gemäht, und geht in seinem Gott vergnügt vom Felde. Weil es noch so zeitig ist, fällt ihm ein, den kleinen Umweg zwischen den Gärten zu nehmen. Wie er gegen Brants Garten kommt, scheinen ihm die vielen, schönen, gelben Aprikosen auf einem Baume dicht am Zaune in die Augen, und er denkt, wenn doch meine Braut ein Paar hätte! Herr Brant ist ein so reicher und so guter Mann, — wenn der da wär', der gäbe dir wohl selbst eine Hand voll, — ach! und er brach vier Früchte, die dicht vor ihm hingen, ab, und brachte sie mir, und wollte selbst nicht eine davon essen,

und erzählte mir alles. Wie erschrack er, als ich das Gesetz erwähnte! daran ist mir in meiner Freude kein Gedanke gekommen, sagte er. — Vor Unruhe hat keines von uns eine Frucht angerührt. — Lieber Himmel, wenn er gedacht hätte —

Der Gerichtsrath. Freilich hätte er es wohl nicht gethan, mein gutes Kind, wenn er die Unrechtmäßigkeit der Handlung überlegt, oder gedacht hätte, daß Herr Brant hinter einem Baume ihn sähe, daß ich ein Weilchen nachher vorbeygehn, die Klage über den Thäter hören, und ihn, dem Gesetze gemäß, abholen lassen würde, damit er morgen bestraft werde.

Das Mädchen. So soll er bestraft werden? O seyn Sie gütig; wenn Sie in unsre Herzen blicken könnten, — Sie rechneten uns die Todesangst für Strafe. Machen Sie uns nicht unglücklich!

Der Gerichtsrath. Das will ich nicht; aber —

Das Mädchen. Aber wir werden es doch. Wir haben ja nichts, als unsern ehrlichen Nahmen, und der ist uns, wie arm wir

auch sind, das theuerste Gut. Und der soll nun, wie man eine Hand umwendet, dahin seyn? Ach wie wird mancher, der Heßmannen nicht wohl will, sprechen: Er hat am Pranger gestanden; und wer ihn nicht recht kennt, meint, er ist ein Dieb. Mag es uns wohlgehn, was hilft's uns? Stets werden wir an das Halseisen denken, und uns schämen, wenn einer den Markt nennt, — und würden wir auch noch so alt, wir könnten es nie vergessen. Sehn Sie, unser Hüttchen ist unser Alles; aber wenn die Früchte dadurch wieder an den Baum kämen, daß es in Flammen stünde, — wenn nur kein andrer mit abbrennte, — wie wollten wir jauchzen!

Mit Heftigkeit wandte sich die Dürftige jetzt an die Gattinn des Richters, die beklommen da saß und deren Augen sich näßten. Bitten Sie doch für uns, rief sie, stellen Sie sich unser Elend vor, bedenken Sie, wie Ihnen seyn würde, wenn der Herr Gerichtsrath an den Pranger treten müßte, so ist mir ja auch; bitten Sie für uns.

Die Gattinn. (sehr gerührt) Armes Kind, das sind Amtssachen, die mich nichts angehn.

Der Gerichtsrath. Ihr dauert mich, ich wollte euch gern helfen, wenn ich nur könnte.

Das Mädchen. O Sie können es, verzeihn Sie uns, Sie können es. Es weiß ja noch Niemand etwas davon, und wir wollen gern Alles thun. Hören Sie: Ich habe ein schönes Schaaf mit feiner Wolle, das will ich Herrn Brant zum Ersatze geben. Erbarmen Sie sich!

Der Gerichtsrath. Gutes Mädchen! — Ich will die Sache noch einmahl untersuchen, kommt nach zwey Stunden wieder.

Wer die Gefühle kennt, welche das Herz hin und her ziehn, wenn beym Anblicke augenscheinlicher Lebensgefahr eines Vaters oder einer Mutter der Arzt verkündigt: Noch ein paar Stunden, so ist's entschieden; der kann sich die Bangigkeit denken, mit welcher das Mädchen zwischen mißtrauischer Hoffnung und überwältigender Furcht schwankend sein Flehn an den Richter und den Zuruf an die Gattinn desselben: Bitten Sie für uns! wiederholte, und mit gepreßter Brust hinwegschlich.

Mit dem lebhaften Wunsche, die Hand-

lung des Jünglings bey genauerer Nachfrage außerhalb der Macht des Gesetzes zu finden, eilte der Gerichtsrath nun dahin, wo er Branten, der unter seinen Bäumen gewöhnlich bis zur Abenddämmerung blieb, noch zu treffen glaubte. Auf dem Wege vor dem Garten kam Brant, der nach Hause zurück wollte, ihm entgegen, und war sehr bereit, zu einer kurzen Unterredung noch etwas mit ihm zu gehn. Kaum hatten beyde wenige Schritte gethan, als ihnen aus einem Seitengange zwischen Zäunen der alte Gerichtsdiener bekümmert, und nach seiner Sitte leise, aber warm mit sich selbst sprechend in den Weg trat. Nicht viele Menschen redten mit dem Manne, dessen Stand zu der Zeit, in welcher sich dieß alles zutrug, noch mehr als jetzt verachtet ward, daher sprach er denn häufig mit sich selbst. Die unverkennlichen Spuren von Unmuth und Sorge in seinen Geberden, und seine ersten Worte machten ihn unerwartet zum Begleiter der wandelnden Freunde. Keinem Edlen wird diese Begleitung anstößig scheinen. Der Greis war ein treuer rechtschaffner Mann, und der Edle weiß ja, daß

es außer der Ordnung, in welcher die Menschen nach ihrem Aeußern hinter einander hergehn, noch eine Ordnung nach ihrem Innern giebt, in welcher ohne Anmaaßung ein Feldhüter einem Könige, und ein Staatsrath einem Gerichtsdiener ohne Schaam zur Seite stehn kann.

Nun, Alter! (rief der Richter seinem Diener zu,) ihr seht ja so verstört aus, was plagt euch, und was fechtet ihr mit den Händen?

Ach! erwiederte der Mann, ich habe so oft gewünscht, mein Vater wäre kein Gerichtsdiener gewesen, und hätte mich nicht zu seinem Stande aufgezogen, oder es wär' in meiner Jugend unser einem nicht so schwer gemacht worden, bey einem Handwerker in die Lehre zu kommen. Bey solchen Geschichten muß man seines Amts wohl überdrüßig werden. Ich habe doch Heßmannen holen müssen, da kam nun vor einer Weile seine Braut, und jammerte und geberdete sich, als ob sie in die Erde sinken wollte. Ich habe ihr geheißen, zu Ihnen zu gehn. Und Heßmann schlägt immer die Hände über dem

Kopfe zusammen, und ächzt und ist ganz aus- ser sich. — Lieber einen Arm abschlagen las- sen, als das Halseisen, — ist denn keine Gnade? ich will mich ja gern zu allem ver- stehn, ich will ja gern vier Wochen, oder wie lange es seyn soll, in Herrn Brants Garten umsonst arbeiten. — So etwas ruft er einmahl über das andre. Mein Zureden war vergebens, da habe ich's daheim nicht mehr aushalten können. Mein Weib giebt sich Mühe, ihm Trost einzusprechen. Ach Herr Gerichtsrath, wenn das nur nicht eine Geschichte wird, wie mit Richlings Lenen.

Der Gerichtsrath. Wie ist die? Die ist mir nicht bekannt.

Der Diener. Das kann sie auch nicht seyn, sie hat sich fast zwanzig Jahre vor ih- rer Zeit zugetragen. Es läuft mir immer eiskalt über den Leib, wenn ich daran denke. Lene könnte noch jetzt eine glückliche Frau seyn, wenn sie nicht an den Pranger gekom- men wäre. Lieber Gott, wie oft hat sie uns nachmahls alles, wie so eins aus dem andern kam, erzählt; sie saß ja wohl ein Vierteljahr in meinem Hause.

Der Gerichtsrath. (sehr gespannt.) Nun? —

Der Diener. Lene hatte beide Aeltern früh verloren und keine nahen Verwandten, die sich ihrer annehmen konnten. Da war sie denn unter fremden Leuten aufgewachsen, und hatte arbeiten und sich fügen gelernt. Ueberall hatte sie sich gut und ehrlich gehalten, und hübsch war sie geworden, Herr, so weiß und zart, wie die Vornehmste, und das Rothe schimmerte so fein durch das Weiße, wie durch einen seidnen Flor, und groß war sie, ich glaube, wie Herr Brant, und so schlank! — wer ihr begegnete, mußte sie ansehn. Nun hatte sie zuletzt eine gar harte unbillige Herrschaft, und doch diente sie über zwey Jahre, wo keine Magd länger als sechs Monate aushielt. Eines Tages, kurz vor der Aernte, war sie durch unablässiges Laufen und Arbeiten von der Morgendämmerung bis in den Nachmittag hinein zum Umsinken ermüdet, als sie von einem der entferntesten Felder einen Korb voll Klee holen und um vier Uhr wieder da seyn sollte. Ich kann mich des Tages noch erinnern, es war der schwül-

sie in dem Jahre, man wagte sich nicht aus dem Hause, und wenn man in's Freie kam, so wollte einen die Sonne ganz nieder scheinen. Wie Lene vor das Thor kömmt und am Rüsterbusche hingeht, schlägt es erst zwey. Da kann ich ja, denkt sie, ein Viertelstündchen ausruhen, und behalte doch Zeit genug. Sie nimmt ihren Korb ab, setzt sich lechzend in den Schatten, lehnt sich an einen Baum, schläft ein, — und erwacht erst lange nachher. Erschrocken springt sie auf, und horch! es schlägt drey. Nun war es zu spät, um das befohlne Geschäft zu vollenden, und aus Furcht vor ihrem jähzornigen Hausherrn schneidet sie von einem Kleestücke in der Nähe ihren Korb voll. Der Besitzer des Klees steht zum Unglücke hinter dem Busche und sieht das; er zeigt den Diebstahl an, das Gesetz war da, und Lene mußte an den Pranger.

Der Gerichtsrath. Traurig, sehr traurig! aber die Bedaurenswürdige kannte das Gesetz.

Der Diener. Freilich; indeß die Umstände, — die Umstände! Hören Sie nur: Bey dem Manne, von dessen Acker sie schnitt,

diente ihre beste Freundin. Diese hatte Lenen für vielerley kleine Gefälligkeiten versprochen, ihr einmahl wieder mit Freuden zu helfen. Da dachte nun Lene, sie könne es mit dem Mädchen verabreden, daß dieses, wenn Futter zu holen wäre, einen Korb Klee von dem Felde nähme, das ihr selbst jetzt zu weit war.

Der Gerichtsrath. Das ändert die Sache allerdings sehr. — Eine Verwicklung, wie sie vielleicht schon mehrmahls da gewesen ist, wie sie noch künftig mehrmahls statt finden kann!

Der Diener. Ich mußte sie anschließen. Sie war mehr todt, als lebendig. Es wird mir nie aus dem Sinne kommen. Ach, die arme Unglückliche! — (er sucht Thränen zu verbergen.)

Der Gerichtsrath. Weiter, Alter, weiter.

Der Diener. Ja, sehn Sie: Grade als das vorgieng, hatte ein reicher Mensch, einer von denen, die hübschen Mädchen nach dem Leben — ich wollte sagen, die sie zu verführen trachten, alles versucht, sie zu seinem Willen zu bringen. Aber vergebens; auch

meinte Lene, ihr sey etwas Besseres bescheert. Ein armer junger Handwerker, jetzt ist er einer der vermögendsten Bürger, der Tischler Wißmann, hatte seine Augen auf sie geworfen, und durch eine Frau, die in dem Hause ihrer Herrschaft zu waschen pflegte, bey ihr anfragen lassen, ob sie ihn wohl möge. Als sie aber am Pranger gewesen war, ließ er ihr durch dieselbe Alte sagen: Es sey ihm unbeschreiblich schmerzhaft, ohne sie zu leben; allein um der Innung willen müsse er zurücktreten. Die Beschimpfte folgte nun, da auch ihre Herrschaft sie aus dem Hause verwies, von aller Welt verlassen, den schmeichelnden Lockungen eines Weibes, dessen abscheuliches Gewerbe sie nicht wußte. Das Weib war eins von den Ungeheuern, die beständig am Pranger stehn sollten, eine von den Schändlichen, welche im Solde vornehmer und nicht vornehmer Verführer so manches treuherzige Mädchen unglücklich machen. Bey der bübischen Kupplerin fand sich nun bald der Herr ein, den ich vorhin erwähnte; Lene sah sich in Armuth und Verachtung, ihre Ehre, meinte sie, wäre nun einmahl auf immer verloren,

man versprach ihr goldne Berge, man sparte keine List, sie zu übertäuben, — Herr, es ließe sich viel davon reden, — kurz, Lene ward Mutter, und ermordete in einem Anfalle von Verzweiflung ihr neugebornes Kind. Ihr Verderber fährt noch jetzt in Kutschen, und läßt sichs wohl seyn, — und Lene ward geköpft.

Der Gerichtsrath. Erschrecklich! Sie ward geköpft! das mußten die Gesetze wollen; aber sie hätten es nicht gemußt, wenn nicht Lene vorher nach Gesetzen an den Pranger gestellt gewesen wäre. Guter Gott, wann wird man überall durchaus vollendete, keine Irrung zulassende, den Menschen ergreifende Gesetze haben, die in ihrem edlen Geschäfte, das Böse zu verhindern, immer die Handlung und nicht das Kleid derselben fassen? oder, wann werden die Menschen so zum prüfenden Denken gebildet, so bedächtlich und wachsam seyn, daß sie sich nicht durch Unverstand oder Uebereilung in die fürchterlichen Folgen der schwärzesten Verbrechen stürzen? Ach, das wird wohl dann erst seyn, wenn das Menschengeschlecht so gut und verständig gewor-

den ist, daß es keiner Gesetze von außen her mehr bedarf, und diese nur noch als vorzüglich wichtige Urkunden in der Geschichte seiner mühsamen Erziehung verehrt. Bis zu dieser goldnen Zeit aber wird es schwer, wahrlich unaussprechlich schwer bleiben, auch das kleinste Richteramt ohne Versehn zu verwalten. Lene ward geköpft! Was sagen Sie dazu, Herr Brant?

Brant. Was ich sage? daß mir die Haut schaudert, daß ich meine Beschwerde gegen Heßmannen zurücknehme, und an seiner Beschimpfung keinen Antheil haben möchte, wenn er mir auch mehr als eine Hand voll Früchte genommen hätte.

Der Gerichtsrath. Wohlan denn, ich gehe nach Hause; Heßmanns unbesonnene Handlung soll weiter niemand erfahren; er mag sogleich zu mir kommen, eine kleine Warnung wird für ihn hinlänglich seyn. Der Fürst hat mir selbst einmahl gesagt, daß er Schonung des guten Nahmens auch des Geringsten, wo sie irgend möglich sey, wünsche, weil ein zu hart Gedemüthigter so leicht niederträchtig werde: daran will ich ihn erinnern, wenn

wenn ich ihm die ganze Sache vorstelle, und ich bin seiner Billigung meines Verfahrens gewiß.

Die arme Braut stand, als der Gerichtsrath zurückkam, schon wieder bang' und bebend an seiner Thür, und harrte mit klopfendem Herzen auf die ernste Entscheidung. Ihr war, wie einem Menschen, der unvermuthet einen großen Schatz findet, als ihr Geliebter bald darauf frey und ohne Begleitung erschien und mit ihr mild entlassen ward. Wer je ein Unglück recht lebhaft erwog, wer sich je vorstellte, daß sein stilles friedliches Haus in Flammen stehe, oder ein ihm theurer Mensch todt vor ihm da liege, oder wer je bey einer solchen Gefahr zagte, und es, wenn die Angst vorüber war, für Seligkeit hielt, nur nicht elend zu seyn, nur ferner der selten gewürdigten Segnungen eines gewohnten sichern und ruhigen Zustandes zu genießen, der kann es sich denken, mit welchem Entzükken das Mädchen seinen Bräutigam umarmte, als wär' er ihr aus dem Reiche der Todten zurückgegeben, und mit wie leichtem frohem Herzen die beiden Verlobten nach Hause eil-

ten. Und wer die Süßigkeit der Mitfreude kennt, wird es fühlen, wie befriedigt die Guten, die mit den Sorgenden gesorgt hatten, die nahende Nacht begrüßen und auf ihr Lager sinken mußten.

VII.

Willings Tochter.

In Rodau war Kirmeß. Bey einem solchen ländlichen Markte sind, wie man weiß, alle Leute des Dorfs und ihre Besucher besser als gewöhnlich gekleidet, da gibt es geschäftfreyes Hin- und Herwandeln und Gedränge, vor den Buden buntes Getümmel und Geschwätz, eine Menge von Zuschauern und einige Käufer. Man bereitet sich Lust und Verdruß, es wird Mancherley gesprochen, hinlänglich gegessen und noch etwas mehr als hinlänglich getrunken. In den Gasthöfen treiben Schaaren von Bauern und Handwerkern, und zuletzt nicht selten verbindende Wundärzte ihr Wesen. Die Stuben der Pfarrer und Amtleute sind mit geputzten männlichen und weiblichen Gestalten, mit vielfachem Gerede und

Erzählen, das aus mehreren kleinen Kreisen verworren durch einander tönt, mit dem Geklapper von Tassen, mit dem Geklingel von Gläsern, mit lautem Rufen, mit schallendem Gelächter, mit Tabacksrauche und allerley Scherzen erfüllt. So war es in Rodau.

Eine große Gesellschaft von Predigern und andern Bekannten der Nachbarschaft und unter ihnen selbst der Amtmann des Orts mit seiner Frau hatten sich auf der Pfarre versammelt, weil man in dem verbauten Amthause nicht so wie hier die Festlichkeit des Tages betrachten konnte. Bis dahin, daß sich das Gewimmel der Menschen verlaufen hätte, sollten alle da bleiben, und dann alle bey dem Amtmanne ein köstliches Abendessen genießen. So hatte man es verabredet.

In dem Raume eines offnen Fensters schaute die Amtmännin mit einigen Freundinnen und dem edlen jungen Prediger eines nicht weit entlegnen Fleckens auf die geräuschvollen Häuser hinab. O sehn Sie ein Wunder, rief plötzlich des Amtmanns Frau, da kömmt der Pfarrer Willing mit seiner Tochter. Das ist seltsam. Hastig blickte der junge Mann hin,

erkannte sogleich mit pochendem Herzen die nur ein Paarmahl Gesehene, und hörte von den immer wiederholten Aeußerungen des Erstaunens über die Ankunft nichts, bis sich folgende Urtheile einmischten: das Mädchen ist hübsch, recht hübsch, aber Schade um ein schönes Gesicht, wenn man so ist, wie sie. Warum? fiel der Jüngling ein, schön ist sie, — dann schwieg er verlegen. O ja, erwiederte eine Frau, ihr Wuchs ist unverbesserlich, und ihr Gesicht sehr fein gebildet, nur etwas zu blaß. Das stete Sorgen, fiel die Amtmännin ein, das unruhige Begehren und Darben, kurz der kranke Geiz wird wohl keine frische Farbe bey ihr aufkommen lassen.

Der Prediger erschrak. Die äußere Lieblichkeit der Jungfrau, ihre milde, bescheidne Sitte, ihre verständige Rede hatte den seit Kurzem in der Gegend wohnenden jungen Mann bey wenigen Gelegenheiten, mit ihr zusammen zu seyn, so eingenommen, daß er sie sich heimlich zur Gattinn wünschte. Ihr Benehmen gegen ihn und verschiedne Erkundigungen machten es ihm wahrscheinlich, daß ihr Herz und ihre Hand noch frey sey. Wie

mußte es ihn schmerzen, das schon oft vernommene Urtheil von ihrer übertriebnen Kargheit, das ihn bisher von weitern Vorschritten abgehalten hatte, durch eine Frau bestätigt zu hören, die er als etwas geschwätzig und vorschnell, aber nicht als eine boshafte Verläumderinn kannte.

Wie litte sein Herz, als dieselbe weiter sprach: kein Wort wollte ich sagen, weil man nicht immer wissen kann, ob nicht die Umstände große Sparsamkeit nöthig machen, wenn nicht ihr guter Vater zu sehr darunter litte. Aber so ists zu arg. Der Mann hat eine ganz einträgliche Stelle und das einzige Kind, und muß sich von der Mutter und besonders von der Tochter so beschränken lassen. Nie geben sie ihm mehr als wenige Groschen in die Tasche. Er ist gutmüthig und fröhlich, ein muntrer belustigender Gesellschafter, der Umgang und Mittheilung liebt; aber außer wenigen vertrauten Bekannten kommt keiner zu ihnen, und sie besuchen auch niemanden. Kommen sie ja einmahl wohin, so bleiben sie nie zum Essen, um nicht wieder bewirthen zu dürfen. Wenn sich der Abend nur nähert,

ist des Drängens und Treibens zum Weggehn, des Herzählens alles dessen, was zu Hause zu thun sey, kein Ende, bis der Vater Hut und Stock nimmt. Der alte Mann hat mich dann bisweilen von Herzen gedauert. Man siehts ihm so recht an, wie gern er bliebe und sich Gespräch und einen nicht kärglich besetzten Tisch gefallen ließ; aber er muß fort. Darum begreife ich nicht, wie er es heute durchgesetzt hat, zur Kirmeß zu gehen.

Der junge Prediger versuchte, Verschiedenes zur Entschuldigung vorzubringen. Nun Sie sollen es selbst erfahren, bekam er zur Antwort. Willings Dorf ist keine Stunde von hier, wir haben die längsten Tage und die ganze Nacht hindurch Mondenschein, nach zehn Uhr brauchten sie erst von hier aufzubrechen, ja wir wollen uns erbieten, den Alten hinüber fahren zu lassen, und Sie sollen sehen, ob es die Tochter zugiebt, daß der Vater das Abendbrot mit uns ißt. Aber heute soll sie, wenn es irgend möglich ist, ihren Willen nicht haben.

Damit stand sie auf, rief ihren Mann zur Seite und flüsterte ihm mit einer Unbesonnen-

heit, mit welcher bisweilen ein sonst nicht schlecht Gesinnter einen für schlecht Gehaltenen zu ärgern oder zu bestrafen denkt, Anschläge zu, die der Leichtsinnige allzu empfänglich aufnahm und hernach mit einigen Bekannten zur Reife brachte.

Gleich nachher kam Willing mit der Tochter. Die sanfte Röthe, welche beym Anblicke der zahlreichen Gesellschaft das Antlitz der Jungfrau übergoß, gab ihr unbeschreiblichen Reiz, und niemand konnte umhin, ihre edle Gestalt, ihr sprechendes, einnehmendes Auge, und die ganze Zartheit ihrer Bildung zu bewundern, und immer wieder zu betrachten, indeß der junge Prediger mit der innigsten Theilnahme an ihr hing. Aber je mehr man den Vater, der für einen häuslichen Dulder galt, mit Willkommen und Grüßen, mit Fragen und Anerbietungen überhäufte, desto auffallender war die fast erkünstelt scheinende Kälte, mit welcher das Mädchen behandelt ward. Wenige Erkundigungen, spähende, richtende Blicke, kurze Antworten fielen ihr zu.

Es wurden Gegenstände der Wirthschaft erwähnt: mit der Wärme der Kennerinn

wollte sie sich an die Unterredung anschließen, und es wurden Anmerkungen, wie es der herbeygezogenen Anmerkungen viele giebt, eingestreut, daß man nicht überall den Gewinn so genau heraussuchen müsse. Sie schwieg betroffen, und fürchtete, in der gemischten Gesellschaft wirklich zu wirthschaftlich gesprochen zu haben, doch fühlte sie arglos nicht Unbilligkeit, sondern nur Vernachläßigung. Vernachläßigung greift dem, der sich achtungswürdig weiß, an das Herz, daß es stärker als gewöhnlich wallet. Daher pflegt ein von ganzen Gesellschaften Zurückgesetzter, indem er seine Fähigkeit, zu unterhalten, vor sich selbst und vor denen, die ihn hören wollen, zu behaupten strebt, sich Einzelnen vorzüglich lebhaft, beredt und anziehend mitzutheilen. So unterhielt sie denn bloß den jungen Prediger mit so lauterm Gefühl, mit so gradem Verstande, mit so treffendem Urtheil, daß ihn ihre Worte noch mehr bezauberten, als die Annehmlichkeiten ihrer Gebärden, in welchen er zu seinem Troste keinen Zug zu entdecken vermochte, der eine Kälte, wie man sie beym Geize erwartet, verrathen hätte. Bloß ihre

züchtig und fein einander berührenden Lippen erinnerten ihn an die aus manchen Beobachtungen übereilt hervorgegangne Bemerkung, daß ein verschlossener Mund ein verschlossenes Herz anzeige. Wie ein Kranker voller Lebenslust und Lebenskraft schnell fürchtet, schnell wieder Muth faßt, so sorgte, so hoffte der Jüngling in den Wünschen, in der Macht der Liebe.

Die Jungfrau zog aus ihrer Arbeitstasche ein Strickzeug hervor, und begann flink und eifrig die Nadeln zu rühren. Ey, ey, rief eine Stimme ziemlich spitz, wie fleißig! zur Kirmeß schickt sich keine Arbeit, die Kasten werden doch voll. Mit leicht genommener Veranlassung verließ sie das Zimmer, zog nur von dem tief erschütterten jungen Prediger bemerkt das Tuch hervor, trocknete rasch die Augen, kehrte bald mit offnem heitern Gesichte an ihren Platz zurück und strickte ruhig und unbefangen weiter.

Ihr Verehrer unterhielt eben sowohl über die Milde, mit welcher sie duldete, als über die Festigkeit, mit welcher sie sich von einer anständigen und angenehmen Beschäftigung

durch kleinlichen Spott nicht abhalten ließ, ein süßes Wohlbehagen, bis er bald nachher fast wieder irre an ihr ward. Sie trat mit ihrem Vater, der sich grade näherte, zur Seite und sagte ihm nicht laut, aber auch nicht verheimlichend, so daß es mehrere hörten: Ich will nun die Paar Besuche im Dorfe abthun, und die Bestellungen der Mutter ausrichten, das wird wohl ein Stündchen wegnehmen, dann wär' es etwa halb sieben Uhr, und nicht wahr lieber, bester Vater, dann gehn wir gleich?

Es wurden freundlich dringende und heftigere Einwendungen gemacht, bey welchen sie sich auf verschiedne Weise zeigte. Kein Wort, kein Blick entging dem jungen Prediger. Er wußte nicht, ob er mehr die Artigkeit und die vorbereitet scheinende Gewandtheit, womit sie viele vollwichtige Entschuldigungen vortrug, oder die Ehrfurcht, mit welcher sie den Vater an unaufschiebliche Geschäfte erinnerte, oder die merkliche Unruhe, mit welcher sie des Alten lächelndes und lüsternes Schweigen sahe, oder ihre eigne sichtbar bekämpfte Unentschlossenheit, oder den gefaßten Sinn bewundern

sollte, der immer sogleich wieder zurück kam, und mit welchem sie aus dem Hause ging.

Als sie entfernt war, begann der Amtmann, von einem ganzen schnell sich bildenden Kreise unterstützt, Willingen mit fast unwiderstehlichen Nöthigungen zu bestürmen. „Wir haben uns so lange nicht satt gesprochen, man muß sich doch nicht ganz von Menschen abziehen, jetzt sind einmahl lauter alte Bekannte zusammen, die den Abend bey uns zubringen, wir halten uns für verschmäht und beleidigt, wenn Sie Ihren Entschluß erfüllen. Die Leute haben sich ziemlich verlaufen, es gibt nicht viel mehr zu sehn, wir Männer gehn auf das Amt voraus, und die Weiber kommen gegen acht Uhr nach; es ist alles zu einer traulichen Bewirthung eingerichtet; müssen Sie diese Nacht zu Hause seyn, so lassen wir Sie und Ihre Tochter nach zehn Uhr hinfahren. Es sind Leute genug aus Ihrem Dorfe hier, durch die wir Ihrer Frau Nachricht geben wollen, und wenn Ihre Tochter schlechterdings nicht bleiben kann, so hat sie an diesen Begleitung. Sie dürfen nicht fort.“ So ohngefähr sprach man, so sprach man immer wieder. Der Alte

sträubte sich, und ward widerlegt, sträubte sich schwächer, beherzigte das Gesagte, lächelte und schwieg, ließ sich dankbar die Hände schütteln und die Schultern klopfen, und ward von dem Amtmanne und seiner männlichen Gesellschaft wie im Triumphe weggeführt. Nur der junge Prediger und der Besitzer des Hauses blieb bey der Amtmänninn und den übrigen Frauen in der Pfarrwohnung.

Zur bestimmten Zeit kam Willings Tochter wieder. Ihr sichtbares Erbleichen bey der Nachricht von der Entfernung ihres Vaters, ihre hastige Frage, ob er bald zurückkehren werde, die Angst, mit welcher sie ihre Handschuhe zerrieb, als sie von dem späten Fahren in ihr Dorf hörte, manche Aeußerung, welche die Bekämpfung ihres Entschlusses, dem Vater nachzugehn und ihn abzuholen, entdeckte, und ihr öfteres Hinausgehn und Hinausschaun, ob er nicht etwa komme, erregte in manchen Gliedern der Gesellschaft eine kleine Schadenfreude, und Bemerkungen über die Verkannte, indeß der junge Mann auf ganz andre Art mit ihr empfand. Er fragte nach dem Grunde ihrer Unruhe, und ihre Antwort

zeigte, daß sie etwas verbarg, so sehr ihr edles Reden und Benehmen bewies, daß sie von sich selbst nichts zu verbergen brauchte. Oft war sie vor der Hausthür gewesen, und als sie allmähliche Anstalten bemerkte, den Vorausgegangnen nachzugehn, eilte sie von neuem hinaus. Ihr Verehrer folgte ihr von fern. Plötzlich sahe er sie todtenblaß mit empor gehobnem Haupte und zusammen geschlagnen Händen einen Schritt rückwärts wanken, und sprang hinzu.

Siehe, da kam auf der Straße ihr Vater, — welch ein Anblick! wie unter die Hoheit menschlicher Selbstbeherrschung, wie unter die Würde seines Alters und Amtes hinabgesunken! — halb trunken und taumelnd. Von der fröhlichen einladenden Gesellschaft, von dem köstlichen Weine, und von der Neigung verleitet hatte er schnell und nicht mäßig genossen, in dunkler Erinnerung an die wartende Tochter unvermerkt das Zimmer verlassen und den Weg nach der Pfarrwohnung genommen, auf welchem er erst die Macht des Rausches an sich empfand. Helfen Sie mir, o Gott, Sie haben es nun einmahl gesehn, rief die

Jungfrau, es sind eben nur wenige auf der Straße, und ich sehe, Gott Lob, niemanden aus unsrer Gemeine, ach, wenn es nur keiner aus unserm Dorfe erfährt! stehn Sie mir bey, ihn sogleich und still in die Gartenlaube zu bringen. Entschlossen und leise geleitete sie ihn mit dem Jünglinge auf die Bank derselben. Diesem sagte sie nach einer flehenden Bitte um schonende Abhaltung alles Zulaufs und um geräuschlose Besorgung eines Wagens dann zwar weniger sanft, aber nicht weniger liebenswürdig als vorher: da sehen Sie nun meinen und meiner Mutter heute mehrmahls nicht wohlthuend berührten Geiz. Warum soll ich Ihnen verheelen, was meine Besorgniß und die Bestätigung derselben Ihnen schon verrathen hat? Einer und der andre ähnliche Auftritt, zuletzt noch vor drey Jahren, hat uns bewogen, größere Gesellschaft so viel als möglich zu vermeiden, und den Vater lieber durch die sorgsamste Pflege so sehr als möglich an sein Haus zu fesseln. Denken Sie aber darum, bey diesen Thränen bitte ich Sie, geben Sie mir die Hand darauf, denken Sie darum nicht schlecht von meinem

Vater. Er ist der redlichste, treueste, liebevollste Mann, andre haben andre Fehler, nur im Wirbel der Freude, in fröhlicher Gesellschaft, beym Glase Wein vergißt er sich leicht.

Der junge Mann erfüllte auf das Genaueste die Bitte, erzählte alles mit Gesuch um ihren Wagen der Amtmänninn, welche betroffen und mit heißer Inbrunst das Mädchen um Vergebung bat, die ihr mit einer Umarmung zugesichert ward, bestellte die Kutsche an das Hinterthor der Pfarrwohnung, und begleitete den Vater und die Tochter bis in ihr Dorf. Schaam vor dem Kinde und Bestürzung über die Schwäche, von welcher der Jüngling Zeuge war, half den Rausch des Alten so weit zerstreuen, daß sich der ganze Zusammenhang der sorgenden Mutter leicht entziehen ließ, und daß der Abend allen, und besonders dem jungen Prediger, welcher die Einladung, hier zu übernachten, gern annahm, noch sehr heiter ward.

Und dieser sahe so wenig Spuren von niedriger Kargheit, bemerkte überall im Hause so viel Ordnung, Anstand und Würde, freute sich so innig des muntern und vernünftigen

häus-

häuslichen Wirkens, und so vieler Ergießungen eines edlen Sinnes, daß er am folgenden Morgen bey dem Mädchen und den Eltern um die Hand der trefflichen Jungfrau ohne Bedenken zu werben wagte. Ein leises Ja, das die Holde mit glühenden Wangen lispelte, ein mit nassen Augen ausgesprochner Segen der Mutter, die den jungen Mann schon sonst ein Paarmahl bey sich selbst der Tochter zum Gatten gewünscht und ihn nun von Herzen liebgewonnen hatte, eine biedre Umarmung und nachher ein feierliches Versprechen des Vaters, daß er für die Zukunft vor aller Unachtsamkeit auf seine Neigung ernstlichst gewarnt seyn wolle, knüpfte und schmückte den für ein schönes Leben geschlossenen Bund.

Bayerische Staatsbibliothek München

VIII.

Die Blinde.

Manches freudige und ernste Gefühl, manche nachdrückliche Aufforderung zur Zufriedenheit, und Beschämung über unnöthigen Unmuth gewährte mir ein Nachmittag und Abend, den ich bey einem, seit den fröhlichsten Jugendjahren nicht wieder gesehenen, fern wohnenden Freunde auf einer Geschäftsreise verlebte. Der Freund führte mich nach dem ersten gastfreien Empfange in den angenehmen Garten hinter seinem Hause. Es war grade einer von den Frühlingstagen, durch deren freundliche Schönheiten man sich so befriedigt und so begeistert fühlt, daß man die kräftigsten Gemälde der Dichter für schwache Abschattungen halten möchte. Ein frischer lieblicher Wind wehte uns so stärkend entgegen, daß wir uns leich-

Bayerische Staatsbibliothek München

ter und wie gehoben dünkten; die Blätter der Kirschenblüthen rieselten dicht wie Schneeflokken herab, und wirbelten in kreisenden Tänzen umher; die Birnbäume neigten sich unter ihrer weißen Last, und die Apfelbäume glühten von hochrothen Knospen, zwischen welchen nur hin und wieder eine Blüthe blasser sich aufschloß; Vögel jubelten in der Nähe und in der Ferne, und mehrere schimmernde Blumen hauchten uns ihre Wohlgerüche mit dem würzigen Dufte der verjüngten Zweige zu. Hand in Hand ging ich mit dem Freunde auf und ab; die Erinnerung an mehrere Frühlinge, die wir als Jünglinge zusammen genossen, schwebte über unsre Seelen rührend dahin, und Gefühle der Freundschaft, durch den Gedanken, daß wir uns morgen mit dem Frühesten wieder trennen mußten, zu höherer Gluth angefacht, wallten in unsern Herzen.

O wie herrlich! wie erquickend! — Solche einzelne Worte hatten ein Paarmal unsern stillen Genuß unterbrochen, als über uns, wie aus dem hellen Himmel herab, zu den reinsten Silberlauten eines Flügels eine Stimme, so melodisch, als ich sie lange nicht hörte,

und mit einer Innigkeit, die das ganze Herz ergriff, die Worte sang:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Rasch und stark drückte ich die Hand des Jugendgenossen, schaute verwundert umher, und sahe mit Augen, die in Thränen schwammen, in seine nassen Augen. Wer singt das, mein Lieber? fragte ich.

Eine Blinde, — war die Antwort.

Eine Blinde! rief ich, Gott im Himmel! ein kranker Jüngling dichtete die herzerhebenden Worte, und eine Blinde singt sie so schmelzend, mit einer Wärme, mit welcher ich sie noch keinen singen hörte, der sich an allem Zauber der Natur sättigen konnte. Eine Blinde! —

Ja, fiel der Freund ein, meine ehrwürdige Nachbarinn und Freundinn. Wo Sie hier in dem Hause neben dem meinigen oben die beyden Fenster geöffnet sehn, ist ihr Zimmer.

Wie schnell ich nach der Edlen weiter forschte, wird jeder sich denken. Mein Beglei-

ter gab mir bereitwillig und ausführlich Bericht, und da keine von den Fragen und von den übrigen Aeußerungen, durch welche ich ihn von Zeit zu Zeit unterbrach, für jemanden wichtig seyn kann, so wiederhole ich, was ich hörte, ohne meiner Zwischenreden zu erwähnen.

Ich bin, so ohngefähr begann mein Freund seine Erzählung, nun seit drey vollen Jahren fast täglich in Leonorens Gesellschaft gewesen, und mit ihrer Geschichte und ihrem Herzen so vertraut geworden, daß ich oft ihre eignen Worte werde anführen können. Glauben Sie, mein Bester, aus dem Umgange mit ihr habe ich mehr Nahrung für den Geist, mehr Bildung und Läuterung des Herzens geschöpft, als aus vielen Büchern, als aus vielem mündlichen Unterrichte, als aus den meisten von den vielen großen und kleinen Gesellschaften, in welche Geschäfte oder Vergnügungen mich riefen. In der ersten Zeit unsrer Bekanntschaft habe ich ihr Loos nicht selten bitterlich beweint; aber wenn ich bedenke, was große Wahrscheinlichkeit hat, und was sie selbst bisweilen andeutet, daß ihre Blindheit die Be-

dingung ihres Seelenfriedens, ihrer hohen innern Seligkeit ist, so kann ich jetzt nicht umhin, ihr Unglück als eine der segenvollesten Fügungen der Vorsicht zu verehren.

Sie war im siebenten Jahre, als die Blattern sie überfielen. Man konnte diese übrigens nicht bösartig nennen, und schon die wenigen kaum merklichen Spuren in ihrem Gesichte beweisen, daß sie auch leicht zu zählen waren. Aber ach! sie schütteten ihre ganze Wuth in die Augen. Diese verschwollen gleich anfangs, blieben mehrere Wochen geschlossen, und als die Geschwulst sich endlich verlohr, guter Gott! da fanden sich beyde völlig zerstört, und die Augenlieder sanken über der verwüsteten Stätte verbergend zu. Sehr wohlthätig war ihr die mit der Krankheit verbundene Betäubung, welche allmählig verschwindend das Gefühl ihres Verlustes sich nur langsam aufhellen ließ. Ihr Vater, der bald nachher starb, und ihre Mutter haben dabey nach der Versicherung der letztern bey weitem mehr gelitten, als Leonore selbst, in welcher man die Hoffnung, daß sie ihr Gesicht wieder bekommen könne, durch die überlegteste Vorbereitung nach und nach schwächte und erstickte.

Die Aeltern, deren Stolz das zum Bezaubern schöne Kind gewesen war, liebten, nach einer bekannten die Menschheit ehrenden Erfahrung, das unglückliche noch zärtlicher. Das vorher bis zum Ungestüm lebhafte Mädchen hatte nun in seinem ganzen Wesen etwas Sanftes und Gedämpftes, welches, indem es das innigste Mitleiden aller, die mit ihm umgingen, unterhielt, die Bereitwilligkeit zu Tröstungen und zuvorkommenden Diensten und zu der sorgsamsten Pflege stets erneute. Leonore hat mir mehrmals gesagt: die Milde, die Güte, die warme Theilnehmung, die mir allenthalben entgegen eilte, oder meine Wünsche von weitem errieth, hat mir in meinem Leben höchst beschäftigende, unbeschreiblich süße Freuden der Wehmuth gegeben, die ich als ein unbedauertes Kind nicht geschmeckt haben würde, hat mich vor vielfältiger Strenge, die ich ohne mein Unglück erfahren, und auch wohl verdient hätte, behütet. Meine Aeltern hatten mich kleinen Wildfang oft nachdrücklich getadelt; so gewiß das jedesmal verschuldet war, so ward doch meine eigne Anlage zur Heftigkeit dadurch genährt. Nun änderte sich

alles; nur Liebe, Innigkeit, Mitempfindung, Nachsicht und Dienstfertigkeit begegnete mir. Sie nennen mich sanft; wenn Sie nicht irren, so bin ich es durch die Freundlichkeit, die mein Verlust andern gegen mich gab, geworden. Gehalten, besonnen und mit Ueberlegung behandelte mich alles, daher entsprang die Ruhe, die Sie mir zuschreiben.

Glauben Sie nicht, Freund, daß es so ist? Sollte Leonorens Bemerkung die Gelassenheit, welche man an vielen Blindgewordnen bewundert, nicht größtentheils erklären? Zorn, Bitterkeit, Streit duldete sie nie an sich selbst, und wenn sie das alles bisweilen außer ihrem Hause hörte, so bedenken Sie, daß sie es nur *hörte*, aber nicht *sahe*, und folglich von den Verstimmungen des Innern frey bleiben mußte, welche durch Aeußerungen von Wuth und feindseligen Gesinnungen, in so fern diese mehr durch die Augen, als durch die Ohren anstecken, hervorgebracht werden.

So blieb Leonore eine der holdesten, liebevollesten, friedereichsten, heitersten Seelen, und ich füge hinzu, eine der reinsten und unschuldigsten. Für sie gab es unzähliche Ver-

letzungen der Einbildungskraft nicht, die so oft durch die Augen vergiftet wird; ihre kindliche Unbefangenheit hat kein frecher Blick beunruhigt und verwundet, und unlautre Reden, die meistens nur durch das, was wir sehen, Wirksamkeit bekommen, blieben ihr, wenn sie sie vernahm, zu ihrem Heile unverständlich. Wer weiß, hat sie mehrmals gesagt, zu welcher Eitelkeit, zu welchen Thorheiten eines herrischen Uebermuthes, wozu ich Anlage hatte, mich meine schwarzen Augen, die schön gewesen seyn sollen, verleitet hätten; von andern Gefahren, von den verschiedenen Verunstaltungen des Innern durch die Gewalt der Sinnlichkeit, scheint sie nicht einmal etwas zu ahnen.

Bei dieser Bewahrung vor manchem Verderbnisse that nun ihre achtungswürdige Mutter, die, ohne reich zu seyn, doch ihr gutes Auskommen hat, alles, was sie vermochte, ihr Schätze zu geben, in welchen sie unter allen Umständen, selbst beym Verluste der Ihrigen, Trost und Genuß finden könnte. Mit der höchsten Wärme spricht Leonore von dem vortrefflichen Unterrichte, welchen ein junger Lehrer und ein älterer Prediger ihr einige Jahre

hindurch täglich in ein Paar Stunden über Religion und Sittenlehre, in faßlicher Philosophie und in allen gemeinnützigen Wissenschaften ertheilte. Schon vor ihrem siebenten Jahre hatte man sie mit dem Claviere ein wenig bekannt gemacht, zu ihrer Erheitrung erhielt sie auch darin noch ferner Unterweisung. Mit welcher Leichtigkeit sie alles Gehörte spielt und singt, ist fast unglaublich, und mit welcher entzückenden Stimme, mit welcher schmelzenden Innigkeit sie vorträgt, haben Sie selbst erfahren.

Man erzählt bewundernswürdige Dinge von der Wirksamkeit der menschlichen Kraft, einen verlohrnen Sinn zu ersetzen, und mit Erstaunen füllen uns die Beschreibungen von der Schärfe des Gehörs, von der Feinheit des Gefühls der meisten Blinden. Leonore hat mir das alles bestätigt: wie richtig ihr in seiner Abgezogenheit ohne Zerstreuung waltender Geist beobachtet und denkt, wie zart sie empfindet, wie von fern sie bemerkt, hat mich nicht selten betroffen gemacht, und auf kurze Zeit durch den Gedanken getäuscht, sie müsse wohl sehn können. In ihrem Hause, und wo

sie bekannt ist, wandelt sie, wie mit den hellesten Augen, und wo sie nur einigemal war, findet sie sich ohne Anstoß. Nie hat sie sich an etwas, das im Wege stand, verletzt; man sollte meinen, sie fühlte alles voraus, und ihr ganzer Gang ist so leicht, so schwebend und leise, daß sie sich, auch wo sie unvermuthet gehemmt wird, nicht beschädigen kann. Sie nähet, sie strickt und spinnt, und besorgt, bis auf wenige Geschäfte, die sich die Mutter vorbehalten hat, im Hause alles. So nützt sie in ihrem kleinen Kreise, wie jede andre; aber sie nützt auch im weitern Kreise, wie wenige andre, durch den Reichthum, welchen sie ihrem Geiste schon erworben hat, und noch immer zu erwerben fortfährt.

Bisweilen liest ihre Mutter, öfter noch, im Sommer fast täglich eine Stunde, lese ich ihr vor; sehen Sie hier in dem Zaune, der meinen Garten von dem ihrigen scheidet, die Gitterthür zu unsern freundschaftlichen Zusammenkünften. Außerdem aber kommt zu demselben Dienste jeden Nachmittag ein im Lesen vorzüglich geübtes armes Mädchen, welches sie dafür belohnt, zu ihr; dieses und mehrere

Töchter von Freunden und Verwandten, welche nach der dem Vorlesen gewidmeten Stunde sie besuchen, unterrichtet die Blinde dann in der Religion und Sittenlehre, und übt ihren Verstand und bildet ihr Herz auf eine musterhafte Weise. Ich habe ihre Lehren ein Paarmal angehört, und bin jedesmal mit Thränen weggegangen. Leonore ist eine der geschätztesten und verdientesten ihres Geschlechts in der Stadt; in mehreren Häusern ist sie als der Schutzengel der Kinder von ganzer Seele geliebt, und wohin sie wandelt, wird sie mit Herzlichkeit und Hochachtung empfangen. Ihr heller Geist, ihr in sich seliges Gemüth verbreitet Ruhe und Frohsinn, wo sie erscheint, und ihr süßer Gesang hat schon manchem Thränen in die Augen, und ins Herz das Gefühl gesungen, daß die Erde bey manchen Leiden und manchem Verluste doch ein Schauplatz allwaltender Güte sey, und daß es Gott auch dem, der Vieles entbehrt, möglich gemacht habe, fröhlich und würdig über dieselbe hin zum Ziele der Menschheit zu gehen. Und diese Wirkung der Tonkunst, und jeder schönen Kunst, ist, denke ich, auch eine Wohl-

that. — Sie kommt, rief jetzt mein Freund mit sichtlicher Wärme, und wie es mir schien, mit einiger Beklommenheit, als die Thür, die zu ihrem Garten führte, geöffnet rauschte.

Sie kam. Schlank und edel von Gestalt wallte sie leicht, wie schwebend daher, und gleich einer schönen im Schlafe Wandelnden. Friede und Freude verherrlichte ihr, mit allen Reizen der Jugend blühendes, Gesicht. Himmlische Ruhe verklärte alle ihre Züge, und die sanft geschlossenen Augen bey allem Ausdruck von frischem Leben auf ihrem Antlitz weckten Gedanken einer seligen Abgeschiedenheit von der Welt, eines glücklichen Hinschreitens auf höhern, stillern, der Sinnlichkeit entrückten Pfaden.

Freundlich lächelnd nährte sie sich dem Zaune grade gegen uns über, aber plötzlich trat sie wie mit einer kleinen Verbeugung bescheiden und etwas erröthend zurück, vermuthlich weil sie, ungeachtet unsres Schweigens, merkte, daß ihr Freund nicht allein war. Dieser führte mich ihr sogleich durch die Gitterthür zu, nannte meinen Namen, und erinnerte sie, daß er ihr schon mehrmals von diesem Jugendgenossen erzählt habe.

Ohne Verlegenheit empfing sie mich mit gutmüthigem Gruße, und — schöne Seelen haben eine Zauberkraft, mit welcher sie an sich knüpfen und leiten, wie sie wollen, — nach wenigen Minuten hatte sie uns beyde in ein zusammenhängendes mir unvergeßliches Gespräch gezogen, während dessen ich mehrmals meine nassen Wangen trocknete, und mehrmals gen Himmel schauend mich über das Sichtbare erhoben und von den Segnungen reiner Andacht eben so durchdrungen fühlte, als ich mit Erstaunen sah, wie sie sich immer gegen den Sprechenden grade so richtete, als läse sie in seinen Gebärden, und wie sie überhaupt alle Nachrichten meines Freundes bewährte. Ihre Reden würden, da ich sie nur dem Inhalte nach wiederhohlen könnte, durch meine Darstellung zu viel verliehren; nur das ist mir fast noch wörtlich gegenwärtig, was sie mir auf die Erwähnung meiner Gefühle bey ihrem Gesange erwiederte. Ohne meine Absicht war in meine Aeußerungen etwas von Bewundrung ihres Frohmuths gekommen, was ihr feiner Geist sogleich fest hielt und beantwortete.

Wundern Sie sich nicht über meine Heiterkeit, begann sie. Ich entbehre freilich viel, ach! ich empfinde es, wie viel mehr mir versagt ist, als dem Blindgebohrnen, der das Gut, das ich verlohr, gar nicht zu schätzen weiß, dem man es kaum begreiflich machen kann, daß ihm etwas fehlet. Ich entbehre sehr viel. Glauben Sie mir, wie Sie sich an den Bildern eines Paradieses, an den Dichtungen eines goldnen Zeitalters weiden, oder sich die Freuden eines höhern Daseyns vorstellen mögen, so hänge ich bisweilen den Träumen nach, wie mir seyn würde, wenn ich mit einem Male die schöne Erde anschauen, und im Genusse aller Lieblichkeiten dieses Frühlings schwelgen könnte. Und doch ist es auch so gut. Gott gab mir meine Augen, Gott nahm sie mir wieder, der Herr sey gelobt! Auch ich bin nicht unglücklich, auch für mich giebt es Ersatz. So lebhaft als mich, kann Sie, die Sie das unmittelbare Gefühl haben, die Einbildungskraft nicht vergnügen. Ich habe als Kind einigemal die Sonne aufgehn und mehrmals niedersinken, ich habe den Mond sich glühend über die Erde heraufheben, und

freundlich hinwandeln, ich habe die Majestät des Gewitters gesehn, die ich jetzt nur höre. Für mich steigt nun die Sonne nicht mehr empor, für mich schwebt sie nicht nieder, für mich prangt der Mond, für mich leuchten die herrlichen Blitze nicht mehr. Nie vergesse ich jene Eindrücke, sie geben mir Erinnerungen, wie aus einer andern Welt, denen ich manchmal mit der zärtlichsten Wehmuth nachhänge, die mich in den Schilderungen der Dichter nicht selten bis zu einer Art von Bangigkeit rühren. Aber oft geht auch noch erheiternd und erhebend, ich möchte sagen, reiner und strahlender und begeisternder als in der Wirklichkeit die Sonne und der Mond in meiner Einbildungskraft auf, und mir däucht, weil es sich mir fast immer aufdringt, daß vieles mich umgiebt, was meine Sinne nicht trifft, als wäre mir eben durch meine Blindheit das Gefühl dessen erleichtert, was über alle Sinne erhöhet ist, als wäre mir das große Unsichtbare näher gebracht, Gott, und die von ihm gestiftete sittliche Ordnung, und seine Erziehung der Menschheit, und Unsterblichkeit. Sie sind bewegt, Sie trocknen Thrä-

nen,

nen, Sie schluchzen. Beruhigen Sie sich in dem Gedanken, daß ichs von Herzen fühle, daß der gute Gott auch mir ein guter Gott ist. Heitern Sie sich auf. Meine Stimme hat Ihnen vorhin nicht mißfallen, Sie gönnen mir wohl noch einmal ihr Ohr.

Nun sang sie von Neuem:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Mir ward, als gäb es hienieden kein Wehe mehr. — Nie habe ich ernstere nnd seligere Stunden genossen, als die wenigen, welche mir in Leonorens Gesellschaft verschwanden; nie habe ich schmerzlicher bedauert, daß mir die Umstände längern Umgang versagten, und nie war ich bey einem Abschiede erweichter. —

Kurze Zeit nachher erhielt ich von meinem Freunde folgenden Brief:

Ich bin der glücklichste Mann. Nächstens mehr. Jetzt nur wenige Worte: Leonore ist mein! Sie müßten nie geliebt haben, wenn Sie nicht bemerkt hätten, was das Mädchen

mir galt. Auch lag es nicht an mir, wenn ich nicht längst glücklich bin. Seit einem Jahre warb ich um sie. Ich sahe, daß sie mich schätzte; aber ihre Liebe verbarg sie mir. „Ich mußte sie ihnen verbergen, sagte sie noch gestern, weil ich glaubte, daß ich Ihnen das nicht ganz seyn könnte, was ich wünschte; daß ich nie so viel zu geben vermöchte, als ich empfangen würde.“ Langer Umgang mit mir, Beweise meiner unwandelbaren Liebe, die ernste Versicherung, daß ich nie eine andre Gattinn wählen könne, und Aeußerungen von Gram, daß sie die Meinige nicht werden wolle, ließen sie endlich ihrem Herzen folgen. Die Mutter preist ihr Loos: Nun hat meine Tochter einen Freund, wenn ich todt bin, sprach sie schon mehrmals; — und ich bin der froheste Mann.

Erinnern Sie sich wohl, wie ich einst in vertraulichem jugendlichen Gespräche von unsern künftigen Gattinnen mir vorzüglich ein Weib mit schönen Augen wünschte? Ach! ich habe etwas Höheres erworben. Damals kannte ich noch nicht die mächtige Gewalt einer schönen Seele; ich habe die Huld einer schö-

nen Seele errungen. Was war Leonore frem-den Kindern! Freund, wenn ich so glücklich wäre, Vater zu werden, was würde sie den Unsrigen seyn? In einem Monate ist die Gute mit mir verbunden, kommen Sie dann, kommen Sie ja einmal, und sehen Sie meine Seligkeit.

IX.

Klagen einer Mutter über ihre Kinder.

Klagen brecht aus der beklommnen Brust,
Thränen fließt erleichternd von den Wangen,
Sprich dich aus mein schmerzliches Verlangen:
Kinder hatt' ich, süße Mutterlust!
Will ich nun, wohin sie schieden, sehen,
Muß ich auf den Todtenacker gehen,
Jedem, der es siehet, geht es nah,
Hügel neben Hügel deckt sie da,
Alle meine Kinder sind gestorben.

Ach wie drängten meine Kindlein sich
Mit der Puppe, mit dem Steckenpferde,
In der Stub', im Garten, an dem Heerde,

Schwätzend, schmeichelnd, liebevoll um mich!
Wie der Mond am lichten Sternenhimmel
Stand ich in dem lustigen Gewimmel,
Jetzt, — — wie düster ists um mich, wie leer,
Ach ich habe keine Kinder mehr,
Alle meine Kinder sind gestorben.

Guter Gott! wie meine Lotte sprang!
Wie sie neulich beym Geburtstagsfeste
In dem Kreise muntrer kleiner Gäste
Fröhlich jauchzend sich im Tanze schwang!
Rosen waren in ihr Haar gewunden,
Bänder um den zarten Arm gebunden,
Kinder scherzten staunend um sie her,
O wie freute sich mein Herz so sehr!
Weh mir! auch mein Lottchen ist gestorben.

Noch gedenk' ich, wie sie kindlich sprach:
Kommen denn die Schwestern und die Brüder
Aus dem schönen Himmel gar nicht wieder?
Liebe Mutter, so komm ihnen nach! —
O wie plötzlich ist sie nachgegangen,
O wie wird sie zärtlich all' umfangen,
Meine Kinder hatten sich so lieb,

Wehe! daß mir nicht ein einzges blieb,
Auch mein holdes Lottchen ist gestorben.

Manchmahl frag' ich zweifelnd: Ists denn so?
Manchmahl griff ich Arme schon nach Schatten,
Manchmahl machte mich und meinen Gatten
Schon der flüchtige Gedanke froh:
Nun wird Lottchen uns entgegen kommen,
Lottchen kommt nicht, wehe! wie beklommen
Sehn wir alles dann umher so leer,
Ach wir haben keine Kinder mehr,
Wehe, wehe, Lottchen ist gestorben.

Ach wie Vieles hatt' ich sonst zu thun!
Mag man sonder Arbeit wohl gedeyhen?
Mag man ohne Sorgen wohl sich freuen?
Ach nun kann ich gleich den Todten ruhn!
Bis zum Abende vom frühen Morgen
Haben wir so wenig nun zu sorgen,
Ohne Sorgen ist das Leben schwer,
Ach wir haben keine Kinder mehr,
Unsre süßen Sorgen sind gestorben.

Seufzend tret' ich unter Mütter, ach!
Seufzend, weinend muß ich wieder gehen,
Und die guten mitleidsvollen sehen
Oftmahls mir mit nassen Augen nach:
Mich erschüttert ihre Mutterfreude,
Manche Dürftge reizte mich zum Neide,
Die mit Kindern an mein Fenster trat,
Und um Brot für ihre Kleinen bat, —
Meine Kinder alle sind gestorben.

Oft versammeln meine Lieben sich,
Schön umstrahlt von wunderhellem Glanze
Freundlich lächelnd in verschlungnem Tanze
In den Bildern künftger Welt um mich.
Winkt ihr euren Eltern, nicht zu weilen?
Harrt, wir werden eure Wonnen theilen
Bald vielleicht, — hier blieb uns nichts zurück,
In dem Himmel wohnet unser Glück,
Und für ewig seyd ihr nicht gestorben!

X.

Die Hochzeitfeyer.

Mit einer Zufriedenheit, mit welcher wohl selten eine Königinn ihren Palast und seine Herrlichkeiten mustert, bewunderte die gute Hanne nach einigen geschäftigen Stunden ihr dürftiges, reinliches, zu ihrer Hochzeitsfeyer beschicktes Stübchen. Froh der vollendeten Besorgungen und froh der Wärme, welche die wiederscheinenden Kacheln des Ofens so milde verbreiteten, daß die silberfarbnen Blumen an den Fenstern zu zerrinnen begannen, stand sie mit verschränkten Armen ruhig da. Von der Mitte der Stube aus sahe sie die mit der schimmernden Decke des Winters über-

zognen Dächer und Gärten, den Baum vor dem Hause, von dessen Zweigen krächzende Krähen, so wie sie sich regten, feinstäubenden Schnee schüttelten, die langen Eiszapfen, welche von dem niedern Strohdache wie funkelnder Krystall bis über die Fenster herabstarrten, und hörte die Frachtwagen, welche auf der nahen Straße pfeifend und knirschend hingeschleift wurden, mit dem süßen Gefühle sichrer Geborgenheit und ärmlicher Fülle.

Vor dem Fenster versammelten sich Goldammer und Finken und Spaze, welchen sie täglich ein wenig Brosamen hinwarf. An meinem Ehrentage sollt ihr euch auch freuen, ihr lieben Thierchen, dachte sie, streute ihnen reichlicher als je zerriebene Brocken, und weidete ihre freundlichen Augen an dem bunten Gewimmel und dem hastigen Genusse der Vöglein.

In dem Augenblicke trat Gottfried herein, umfaßte die Braut mit zärtlichem Gruße, und rief einmahl über das andre: Wie kalt, wie kalt! der Morgenwind schneidet wie Messer.

Hanne. Ja wohl; aber hier ist es warm, und es ist alles geordnet. Ich warte nur auf

die Schwester, die mir das Haar aufbinden und mit dem Kränzchen schmücken will. Gottfried nun ist der Tag da!

Gottfried. Ja, mein Hannchen, wir wollen auch fröhlich seyn, mehr als Könige und Fürsten.

Hanne. Das laß uns seyn, o das laß uns. Ein solcher Tag kommt ja nicht wieder im Leben. Weißt du wohl? du sprachest gestern davon, wie die Reichen ihre Hochzeitstage feyern könnten. Da ist mir eingefallen, wir wollten doch heute recht froh seyn. —

Gottfried. Nun meine Liebe?

Hanne. Sagtest du nicht, du hättest einen halben Gulden übrig? Sieh ich kann auch vier Groschen entbehren, da könnten wir uns einmahl eine Freude machen, wie die Reichen —

Gottfried. Und wie denn, meine Hanne?

Hanne. Sang und Klang und Tanz können wir nicht haben, und mir ist auch, als wär ich heute zum Lärmen und Springen zu vergnügt. — Aber die arme alte Müllern drüben an der Ecke! — Als du gestern weg warest, wurde noch viel davon gesprochen, welche Noth sie leidet. Von ihrer Krankheit

ist sie kaum wieder genesen, ach! und nun hat sie kein Hälmchen Stroh, und kein Stöckchen Holz, denk nur, bey der grimmigen Kälte! und nichts, sich zu laben. Wie wär es, wenn ich ihr das Geld brächte, es wär doch etwas zur Feuerung, bis das Wetter gelinder wird, und Essen haben wir auch genug. Schichteten wir uns am Tische recht zusammen, so könnte die Alte mit genießen, und einen guten Tag mit uns haben. Wir wollen ja heute recht froh und recht reich seyn. Was meynst du?

Gottfried. Ja wohl, wir wollen recht froh und recht reich seyn. O laß die Dürftige unsre Hochzeit mit feyern.

Die wird Augen machen, das soll eine Freude seyn! rief Hannchen. Eine Thräne der edlen Menschheit zitterte über ihre Wangen, und ungeduldig eilte sie fort, die Gabe reiner Herzen zu bringen, und zum Mitgenusse reiner Freuden zu laden. Eile hin, frommes Mädchen, eile deinem Entzücken zu, und bereite dir eine herzbefriedigende Hochzeitsfeyer! Es kann dir nicht fehlen an wahrem Guten; allen Segen, den der Pfarrer über dich aussprechen wird,

hast du in deinem Innern. Wandle auf deinem guten Wege weiter, du wirst bey schwarzem Brote die köstlichsten Mahle nicht vermissen, und ohne Sang und Klang und Tanz fröhlich seyn dein Leben hindurch.

Heiter und mit erhöhten Gefühlen schaute ihr der Bräutigam nach, lächelnd trat die Schwester herein, das Haar der Braut zu ringeln und zu kränzen, und an das kleine Fenster pickten in traulichem Spiele die gesättigten Vöglein.

XI.

Ueber die Veredlung des häuslichen Lebens durch Weltbürgersinn.

Eine Rede *).

Mehrmahls, meine innigst verehrten Zuhörer, haben Sie meine Vorträge über Gegenstände des häuslichen Lebens, welche alle durch zartere oder stärkere Faden an die große Sache der Erziehung der Menschheit geknüpft sind, mit freundlicher Aufnahme belohnt: lassen Sie mich diese auch heute für einige Worte über die Veredlung des häuslichen

*) In einer vermischten Gesellschaft am 4ten des April 1797 gehalten.

Lebens durch Weltbürgersinn hoffen. Aus der häuslichen Geborgenheit, aus den durch Wahl und Umstände gezogenen Kreisen, welche das freyeste, sich selbst am meisten hingegebene Seyn, Wirken und Genießen umfassen, geht nun einmahl die menschliche Kraft aus zum Walten in dem weitern Gebiete der bürgerlichen Gesellschaft. Die ehrwürdigen öffentlichen Anstalten der Staatsregierung, der Erziehung, der Gesetzgebung und Rechtspflege können in der höchsten Vortrefflichkeit wenig schaffen, wenn die Einzelnen dieser Vortrefflichkeit nicht empfänglich sind. Sie bleiben dann ohne den abgezweckten Segen in einsamer Vollkommenheit, wie der schönste Himmel und die fruchtbarste Witterung über einem undankbaren oder verwilderten Boden.

Häusliche und bürgerliche Thätigkeit müssen sich also auf das innigste vereinigen, gleichsam wie zwey Flammen auf einem heiligen Altare; häuslicher Sinn und Gemeinsinn müssen in einander und nach einem Ziele hinarbeiten. Das ist aber nur möglich vermittelst einer Gesinnungsart, durch die jeder Einzelne über die bloß auf sich und das eigne

wohl beschränkte Armuth des Geistes und Herzens zu einer Gewohnheit zu denken, zu empfinden und zu handeln erhöht wird, nach welcher er in seinem Seyn und Thun immer zugleich die gemeinsame Würde, Bestimmung und Hoffnung der Menschheit erkennt, ehrt, und zu befördern strebt, kurz durch Weltbürgersinn. Unverkenntliches Abzeichen unsres Adels, lautre Glut der Menschlichkeit, o daß du mich selbst fülltest und erwärmtest bey einer Erwägung der zwey Fragen: Was gewährt der Weltbürgersinn im häuslichen Leben für das häusliche Leben selbst, und was gewährt er für die Menschheit?

Soll unser Daseyn die Vernunft befriedigen, so gehört dazu innere, sittliche Trefflichkeit. Alle menschlichen Kräfte, Güter und Erfahrungen sind nur wahrhaftig wichtig in Beziehung auf jene menschliche Würde, und auf Bildung zu höherer Vollkommenheit. Unauslöschlich regt sich in uns das Gefühl von edlen, auf größre Kreise der Wirksamkeit, als auf bloß selbstischen Genuß, berechneten Kräften. Wer bey dieser Anlage mit Zufrie-

denheit seiner selbst genießen will, muß auf eine Art denken, empfinden und handeln, die jeder Vernünftige achten, die er selbst an jedem achten, wobey er sich selbst achten kann. Das ist aber ohne eine der gemeinsamen menschlichen Bestimmung angemeßne Erweiterung der Neigungen und Bestrebungen unmöglich. Daher können denn auch die lieblichen und wahrhaftig reichen Gaben des häuslichen Lebens, seine Segnungen, Mittheilungen, Geschäfte und Freuden, und wenn sie auch einmal den schönsten Dichtertraum in der wirklichen Welt sichtbar darstellten, wenn sie auch ein Leben zu einem immerwährenden häuslichen Feste machten, durch sich allein den Geist und das Herz nicht füllen und sättigen. Wer einzig auf sie sein ganzes Wirken zusammendrängen, dasselbe einzig durch sie begränzen wollte, würde einer von ihm selbst mit Mißbehagen empfundnen Engherzigkeit und selbstischen Dürftigkeit nicht entgehn.

Warnt nicht davor so manches menschliche Leben? Ist nicht so manches Jünglings ewiges und ewig unruhiges Jagen nach Vergnügen, seine Vergeudung von Zeit, Vermögen

und Kräften, ist nicht das kalte herzlose, fast nur die Glieder regende Arbeiten manches Mannes, der sich selbst überlebt hat, und sich mit Beschämung leise gesteht, daß er jetzt minder nützt, als da ihn in der Jugend Reiz der Neuheit und manche Leidenschaft spornte, ist nicht die hin und wieder, ich möchte sagen, todt da liegende Verschlossenheit gegen alles, was andre angeht, ist nicht die Tadelsucht, die Kargheit manches Greises, die bloß veränderte Erscheinung des nehmlichen nur auf sich beschränkten Sinnes? Und was schützt vor diesen Fehlern, was bewahrt vor dieser Schwäche, mit welcher wir, wenn wir für uns allein da stehn, gleichsam in uns Selbst zusammen sinken? Ach nur die Gesinnungsart, durch welche wir in unsre Liebe, Sorge und Thätigkeit auch andre aufnehmen, die uns Bewußtseyn unsres Werths und dadurch Selbstbilligung gibt, durch welche sich alle Bewohner eines Hauses nicht bloß innerhalb ihrer Mauern brauchbar, sondern auch für die übrigen Genossen ihrer Natur schätzungswürdig fühlen, durch welche das Kind und der Jüngling als die Hoffnung, und der abgelebte Greis um

dessen willen, was er that und thut, als ein wichtiges Glied der Menschheit geachtet wird! ach, nur Weltbürgersinn!

Mit der aus diesem hervorgehenden Würde kommt denn in das häusliche Leben auch Fülle und bleibende Wichtigkeit desselben. O des armen Menschen, der nicht immer etwas hat, was ihm recht werth und lieb ist, was ihm theuer und neu bleibt, was seine Seele und sein Herz in behaglicher Spannung erhält! Ein solcher hat, wenn er durch die stete Wiederkehr derselben nur ihn betreffenden Scenen und durch die Gewöhnung an sie ermüdet ist, gleichsam das Mahl seines Lebens verzehrt, und behält nichts, als einzelne unschmackhaft gewordne Brocken zum kärglichen Nachgenusse. Und was rettet uns aus dieser Leere und Kälte des Lebens? Ach nur eine Gesinnungsart, die dasselbe durch fortdauernden Antheil an den Angelegenheiten der Menschheit würzt und bereichert, nur ein warmes Hinschauen auf die uns umgebenden Menschen, und auf das Gewühl ihres Beginnens und Vollendens, das denn gewiß um so lieber in die stille häusliche Ruhe zurück sinkt, und den

Schatten seiner sichern Geborgenheit um so erquickender findet; ach nur Weltbürgersinn, der immer neue Nahrung für Geist und Gefühl, und damit hohe, recht eigenlich menschliche Freuden gewährt!

Mag es seyn, daß er auch bisweilen das Antlitz trübt und das Herz beklemmt, mögen die menschenfreundlichen Genossen eines Hauses auch bisweilen mitleidige Thränen zu weinen, schmerzliche Klagen zu ergießen haben über die Sorgen, über das Wehe, über vereitelte Hoffnungen, über das Zurückbleiben oder Zurückfallen ihrer Brüder; aus derselben Quelle schöpfen sie auch unversiegliche Wonne. Sie fühlen auch sich beglückt in jeder Entfernung öffentlicher oder besonderer Noth, in jeder heilsamen Anstalt, in jedem Fortgange, in jeder frohen Aussicht der Menschheit. Alle Schätze derselben machen sie durch die Aneignung der Liebe zu den ihrigen, das ganze Wohl derselben ziehen sie in ihren Genuß, — welcher große, reiche Genuß! und das um so inniger, da sie sich selbst mit Recht auch in dem kleinsten Amte, in dem unbemerktesten Gewerbe als Mitarbeiter an demselben, auch

dessen willen, was er that und thut, als ein wichtiges Glied der Menschheit geachtet wird! ach, nur Weltbürgersinn!

Mit der aus diesem hervorgehenden Würde kommt denn in das häusliche Leben auch Fülle und bleibende Wichtigkeit desselben. O des armen Menschen, der nicht immer etwas hat, was ihm recht werth und lieb ist, was ihm theuer und neu bleibt, was seine Seele und sein Herz in behaglicher Spannung erhält! Ein solcher hat, wenn er durch die stete Wiederkehr derselben nur ihn betreffenden Scenen und durch die Gewöhnung an sie ermüdet ist, gleichsam das Mahl seines Lebens verzehrt, und behält nichts, als einzelne unschmackhaft gewordne Brocken zum kärglichen Nachgenusse. Und was rettet uns aus dieser Leere und Kälte des Lebens? Ach nur eine Gesinnungsart, die dasselbe durch fortdauernden Antheil an den Angelegenheiten der Menschheit würzt und bereichert, nur ein warmes Hinschauen auf die uns umgebenden Menschen, und auf das Gewühl ihres Beginnens und Vollendens, das denn gewiß um so lieber in die stille häusliche Ruhe zurück sinkt, und den

Schatten seiner sichern Geborgenheit um so erquickender findet; ach nur Weltbürgersinn, der immer neue Nahrung für Geist und Gefühl, und damit hohe, recht eigenlich menschliche Freuden gewährt!

Mag es seyn, daß er auch bisweilen das Antlitz trübt und das Herz beklemmt, mögen die menschenfreundlichen Genossen eines Hauses auch bisweilen mitleidige Thränen zu weinen, schmerzliche Klagen zu ergießen haben über die Sorgen, über das Wehe, über vereitelte Hoffnungen, über das Zurückbleiben oder Zurückfallen ihrer Brüder; aus derselben Quelle schöpfen sie auch unversiegliche Wonne. Sie fühlen auch sich beglückt in jeder Entfernung öffentlicher oder besonderer Noth, in jeder heilsamen Anstalt, in jedem Fortgange, in jeder frohen Aussicht der Menschheit. Alle Schätze derselben machen sie durch die Aneignung der Liebe zu den ihrigen, das ganze Wohl derselben ziehen sie in ihren Genuß, — welcher große, reiche Genuß! und das um so inniger, da sie sich selbst mit Recht auch in dem kleinsten Amte, in dem unbemerktesten Gewerbe als Mitarbeiter an demselben, auch

in dem geräuschlosesten Wirken häuslicher Geschäftigkeit und Erziehung als Mitschöpfer desselben betrachten.

Eben dieser den lautesten und süßesten Gefühlen offne Sinn findet denn auch beym Leiden, dieser Mitgift irdischer Wesen, am leichtesten Trost. Er gibt, wenn für die Pflicht geduldet wird, den erhabensten Ersatz, und mildert alle andre Unfälle durch den Gedanken der Pflicht. Indeß der Mensch von verschloßnem Herzen im Unglücke verzagt und verzweifelt, weil er außerhalb seiner engen Schranken die Aufrichtung nicht suchen lernte, deren er jetzt innerhalb derselben bedarf, stützt sich der von ausgebreitetern Neigungen beseelte gleichsam auf die Menschheit, sein Herz erhebt sich über sich selbst, seine Kraft siegt über das Schicksal, und das Elend selbst erhöht ihn durch große Gefühle, wofür der Mensch, der nicht bloß sinnlicher, sondern auch geistiger Natur theilhaftig ward, eben so gewiß, als für angenehme, geschaffen ist.

Der Mann, das Weib, die von dauernden Krankheiten ergriffen, sich aufraffen, ermannen und anstrengen, um ferner zu nützen,

wie ehemals; der Menschenfreund, der mit unaussprechlichem Wehe über dem Sarge eines Theuren hängt, und die Hände ringt und um Stärkung fleht, weil die Welt noch Rechte auf seine Kräfte habe; der Gatte, der zu seinem Weibe spricht: Wahrheit, Recht und Pflicht befiehlt, daß ich so handle, aber wir werden aufopfern und tragen müssen; und die Gattinn, die mit einem Händedrucke und mit Seelenhoheit erwiedert: so laß uns denn aufopfern, thu, was Recht und Pflicht gebeut, ich und deine Kinder wollen mit dir dulden; die Edle, die mit schwimmenden Augen selbst dem Geliebten das Schwert zum Streite für sein Vaterland, für seinen Fürsten und seine Mitbürger mit der Ermunterung reicht: kämpfe für die gute Sache; jene griechische Mutter, die den ängstlichen Zuruf: Frau, dein einziger Sohn ist in der Schlacht gesunken, mit den Worten des Schmerzes und der Fassung empfing: ich hatte ihn für das Vaterland gebohren: — alle diese, und alle, die ihnen ähnlich in den unendlich verschieden bestimmten häuslichen Verhältnissen mit sittlicher Würde handeln, zeigen die Menschheit

auf einer die Vernunft befriedigenden Höhe durch Weltbürgersinn, zeigen das zarteste, der mildesten Freuden fähigste Gefühl mit Festigkeit zum Leiden, mit selbstständiger Stärke vereinigt — durch Weltbürgersinn.

Und so ist denn gewissermaßen die zweyte vorhin aufgeworfne Frage: Was gewährt der Weltbürgersinn im häuslichen Leben für die Menschheit? in dem bisher Gesagten mit beantwortet. Denn kann die Menschheit im Ganzen wohl ein näheres Anliegen, einen höhern Zweck haben, als daß jedes einzelne Glied für sich selbst ein würdiger, sein Leben und seine Kräfte innigst fühlender und schätzender Mensch sey, daß jeder seiner selbst genieße, seinen Platz ausfülle, sich seines Daseyns menschlich freue, im Leiden getröstet oder demselben überlegen da stehn, und im Dienste der Wahrheit, der Rechtschaffenheit, Tugend und Pflicht durch unverlierbare Zufriedenheit mit sich selbst, durch innere Ruhe, und durch die sich immer erweiternde, schöne Aussicht auf steigende Vollkommenheit sich glücklich fühle? Theures Anliegen der Menschheit, daß du immer mehr ge-

stillt, hoher Zweck derselben, daß du immer vollständiger erreicht würdest! Dann ließ ja auch jeder Einzelne, als Werkzeug zum Besten unsres Geschlechts, was er auch seyn soll, betrachtet, nichts mehr zu wünschen übrig. Grade ein solcher Mensch, wie er oben dargestellt ward, wird am geneigtesten und geschicktesten seyn, für die Genossen seiner Natur zu wirken. Indem er sie mit Wärme umfaßt, in ihnen sich selbst wieder findet, heiligt er der Menschheit seine Kräfte, seine Gesundheit, seine Zeit, seinen gebildeten Geist, sein volles Herz, sein Amt, seine ganze äußere Lage, er denkt, forscht, fühlt, sorgt, hofft, wünscht, arbeitet, strebt, duldet und kämpft für sie.

Und lebte er auch in der größten Abgeschiedenheit von der Welt, wär' er auch durch die Umstände, durch das Geschlecht, oder durch das Maaß seiner nur gemeinen Kräfte, wobey der schlichte Mensch auf der Wage der Menschheit doch weit mehr wiegen könnte, als mancher glänzende Kopf, scheinbar so auf sein Haus beschränkt, daß außer demselben seiner niemand gewahr würde; innerhalb sei-

ner Mauern wäre er dennoch höchst geschäftig, wär er durch Beyspiel und Erziehung der Seinigen ein Segen für die Menschheit. So durch Beyspiel, und durch rastlose Betreibung des schweren, unerschöpfliche Geduld, unermüdlichen Fleiß, immer wache Aufmerksamkeit aufbietenden Geschäfts der Erziehung, die gute Sache zu befördern, das heischt fürwahr vorzüglich Weltbürgersinn! dadurch erweist sich fürwahr vorzüglich Weltbürgersinn.

Wo dieser waltet, da achten die Eltern den Menschen in ihrem Kinde, betrachten dasselbe als nur in gewisser Rücksicht ihnen unterthan, im übrigen als ein sich selbst, der Welt, und der großen unsichtbaren sittlichen Haushaltung Gottes angehöriges Wesen; und behandeln es darnach mit Ernste und Gewissenhaftigkeit. Sie würdigen es in seiner belustigenden Zartheit nie bloß zu ihrem Spiele herab, wodurch manche Kinder zu schlechten Menschen getändelt werden; sie gängeln es, wenn es heran wächst, nie bloß nach ihrer Laune, sondern leiten es als ein Geschöpf, das einst wie sie seinen Platz füllen wird, mit steter Rücksicht darauf, was es nach seinen

Anlagen in dem großen Gebiete der Menschheit werden und seyn kann. Man erblickt hier sehr leicht eine der bedeutendsten Seiten des häuslichen Lebens, deren Betrachtung sie mir gewiß gestatten werden. Man sieht, wie wichtig hier zur Behauptung und Erhöhung des sittlichen Adels das weibliche Geschlecht ist, dem die noch unentfaltete Blüthe künftiger Tugend und Vortrefflichkeit zur Wartung und Pflege vertrauet ward, wie die Menschheit, hoffend, bittend, die schönsten Gaben fordernd hinschaut nach den Mutterarmen, nach dem Mutterherzen.

Ja, edle, bildende Mütter, empfangen Sie eine Anerkennung ihrer Würde, in die gewiß jeder Jüngling, jeder Mann mit mir einstimmt: groß, ehrwürdig ist ihr Geschäft, ernst und gehaltvoll ihr stiller Beruf, entscheidend für den Fortgang der Menschheit ihr Wirken, wenn es auch minder in die Augen fällt, als manche männliche Arbeit. Wer mag den Gang jenes Wirkens ermessen? Ist nicht auch der Gang der Natur leise und doch immer ändernd und gestaltend? Wer mag diesen auffassen und sinnlich darstellen? Wer

mag es aussprechen, was manche unbeachtete Mutter durch die Bildung eines dem menschlichen Geschlechte wichtigen Mannes für dasselbe that, was für dasselbe das Weib überhaupt durch Erziehung vollbringt. Ja, edle, bildende Mütter, durch weltbürgerlichen Sinn und durch Verbreitung des Weltbürgersinns werden Sie Wohlthäterinnen der Länder, der Völker, der Mitwelt, der Nachwelt, erwerben Sie sich nie welkende Kränze im Tempel des bescheidenen Verdienstes, und heiligen den häuslichen Heerd zum Altare der Menschheit. Gern verweile ich bey dem Bilde einer solchen Guten. Wie waltet ihr Geist der Vernunft, der ämsigen Thätigkeit, der Ordnung, der Zucht, der reinen Sitte, des Rechts, der strengen Rechtschaffenheit, ihr Geist der Liebe, des Mitleids der Dienstfertigkeit, der Schonung und des Verzeihens in ihrem ganzen Hause, und veredelt ihr Haus, und besonders die ihrer Bildung Hingegebnen. Wie erzeugt und ernährt ihr Beyspiel und ihre Lehre früh in dem Kinde Gedanken, Gesinnungen und Grundsätze des uneigennützigen, über sein kleines Selbst hinausgehenden Wohlwollens! wie

fest haften in dem jungen Herzen ihre unbefangnen aus gegenwärtigem Gefühle strömenden Aeußerungen über das Schöne, das Wahre, das Gute, über Pflicht, Gewissenhaftigkeit, Treue gegen Obrigkeit und Mitbürger, über Amtseifer und Vaterlandsliebe! Ein an bestimmte einzelne Fälle geknüpfter und dadurch unvergeßlicher Ausspruch: Ha, das ist schändlich, und wenn es der Angesehenste that! Ha, das ist vortrefflich, und wenn es der Geringste verrichtete; ein ängstlicher Ruf mit einer Thräne in den Augen: Wehe dir, mein Sohn, wenn du je so schlecht handeltest! ein Wunsch mit himmlisch erheitertem Gesichte: O meine Tochter, daß du einst solche Tugend übtest: ein immer lebendiger, aus Seele in Seele übergehender Abscheu vor allem Niedrigen, Unredlichen, Unvollkommnen und Halben, stets durch ihr eigenes Leben und Thun versinnlicht und verstärkt, wirkt segenreich auf die Kinder und auf derer Kinder und Enkel, und auf deren späteste Nachkommen fort.

Ein ganzes Jahrhundert denke ich mir nach ihr verflossen. Schon kennt niemand mehr ihr Grab, es ist verfallen und eben ge-

worden, und die Steine, die es an beyden Enden begränzten, ragen nur kaum noch aus dem dichten Moose hervor. Ein müßiger Wandrer versucht die verwaschne Inschrift ihres Denkmahls zu lesen, und geht nach vergeblichem Bemühen seufzend mit dem Gedanken hinweg: Du theiltest auch das Loos der Sterblichen, siehe dein Andenken ist vertilgt aus dem Gedächtnisse der Lebendigen, und dein Daseyn hienieden zerronnen, als wärst du nie gewesen. Hat der Klagende Recht? redet er wahr? vergehen wirklich die Thaten des Menschen, wie die Erschütterungen eines Baums? verhallt sein Leben, ohne einen Nachklang? zerfließt seine Kraft ohne eine Spur ihres Wirkens? Wir wenden unsern Blick hinweg von dem versunknen Grabe, das uns mit so demüthigender Wehmuth bekümmert, weit, weit hinweg von der Stätte der Zerstäubung zu andern Schauplätzen, wo in derselben Zeit, in welcher der Wandrer schwermüthig trauert, die frischeste Thätigkeit sich regt und segnet.

Hier kämpft ein Mann einen großen Streit für Wahrheit, Religion, Unschuld und Tu-

gend, und erstreitet ihnen den Sieg, und dort verblutet ein menschenfreundlicher Held sein Leben für das Vaterland. Hier behauptet eine fromme Jungfrau in den fürchterlichsten, von der künstlichsten List bereiteten Gefahren ihre Tugend; eine nicht minder muthige Heldin! Da glüht ein herrlicher Jüngling für das Gute und Edle, für die große Sache der Menschheit, und schwört bey sich, ihr treu zu seyn bis in den Tod; und dort sitzt eine holde Frau im Kreise ihrer Kinder, sorgt, wacht, unterrichtet, bessert, und ihr Gatte, einer der nützlichsten Diener des Staats, stärkt sich in ihrem freundlichen belohnenden Umgange für die schweren Arbeiten seines heilsamen Amts. Nein, nein, die Thaten des Menschen vergehen, sein Leben verhallt, seine Kraft zerfließt nicht ganz! Alle diese Würdigen stammen von der Guten, deren Grab jener Wandrer so traurig verließ, ihre Tugenden erbten fort, und tragen Zinsen auf Zinsen.

Ich habe nicht gedichtet, warlich nicht gedichtet, ich habe bloß das überall Mögliche, ich habe bloß das, was uns unsichtbar wirklich geschieht, dargestellt. O, es ist eine köst-

liche Sache um das menschliche Leben! Wir nennen es kurz, und es ist doch so lang. Hier abgerissen, wird es in einem höhern Wirkungskreise wieder angeknüpft, und auch hienieden kann es unsterblich seyn. Ja, auch hienieden kann Jeder Unsterblichkeit erringen, nicht die des armen Namens, sondern Unsterblichkeit des edlern, bessern innern Lebens, welches fortdauert, wenn seine äussere Umgebung längst abgefallen, seine sichtbare Darstellung längst vergessen ist, die Unsterblichkeit eines rechtschaffnen wohlthätigen Wirkens, welches keine Verwesung zerstört, von welchem noch nach Jahrhunderten gute Thaten ausgehn, um die Nachkommen zu beglücken, wie segnende Engel. Welche Aufmunterung für den lautern und in seinen Folgen nicht an Zeit und Raum des sinnlichen Lebens gefesselten weltbürgerlichen Sinn im bürgerlichen und im häuslichen Leben!

O so wachse denn, so gedeihe, so verbreite dich, so walte schöner weltbürgerlicher Sinn, von den Thronen der Großen bis zu dem Pfluge des Landmanns; begeistre, entflamme den Gelehrten, den Denker, den Dich-

ter bey der nächtlichen Lampe; leite, warne den Künstler, daß er den Meißel, den Pinsel nicht verderblich führe; erquicke den Handwerker in der Werkstätte; fülle, hebe, belohne die Lehrer der menschlichsten Religion Jesu; rüste, erheitre, verjünge die Lehrer der Schulen, auch unsrer Schulen; erhöhe, erweitere mit schnellerem Klopfen die Herzen aller, auch unsrer Jünglinge, und rege dich leise schon in der Brust der zarten Kinder; zu deiner Weckung und Stärkung blühe, blühe immer erfreulicher die Erziehung der Knaben und Jünglinge, blühe immer lieblicher und gesegneter die weibliche Erziehung für die Bildung der Pflegerinnen der jungen Unschuld; ergreif und umfasse, Weltbürgersinn, alle Völker der Erde, und knüpfe sie durch die sanftesten Bande zusammen, mache, Weltbürgersinn, aus jedem Hause ein Heiligthum der Menschheit!

XII.

Der junge Wandrer.

Die Frau des Handwerkers Adolph trat an das Fenster, und sahe einem jungen Wandrer, der gegen über in eines der bessern Häuser nach dem andern ging, mit einem tiefen Seufzer nach: denn es war sehr kalt. Aus allen Schornsteinen stieg der Rauch wie graue Säulen grade empor; die Knaben hauchten gekrümmt und angestrengt in die rothen Hände, und zitterten jedesmal ein Weilchen am Ende der Eisbahn, ehe sie wieder auf derselben hingleiteten; und die Blumen, die am Mittage an den Fenstern zerronnen waren, blüheten jetzt gegen Abend krauser wieder auf.

Da geht ein armer Handwerker, sagte die Frau bedauernd, und spricht an. Er scheint hübscher Leute Kind zu seyn, sein Kleid ist so

reinlich, ins Gesicht konnte ich ihm nicht mehr sehen; nur seine Füße sind so dünn bedeckt, daß einem selbst bey dem Anblicke friert. Gott bewahre jeden vor solcher Wandrung im Winter!

Ja wohl, erwiederte der Mann. Die jungen Leute bringen sich freylich oft selbst durch Faulheit, unordentliche Lebensart und Trotz dahin, daß sie dann betteln müssen. Aber manche sind doch unschuldig. Es gibt auch Krankheiten, und die, welche ein nicht überall nöthiges Gewerbe treiben, können bisweilen nicht gleich wieder unterkommen.

Ach Gott, ja! fiel das Weib ein. Wer weiß, wie es unserm Sohne selbst jetzt in der Fremde geht. Seit drey Jahren haben wir nun nichts von ihm vernommen, und er erfährt nicht einmahl, wo wir leben. Wir wußten ja nicht, wo er war, und konntens ihm nicht melden.

Darüber sey ohne Sorgen, sprach der Gatte. Wir durften doch das schöne Brot, das uns hier angeboten ward, wovon ich wohl wünschte, daß er es mit uns erwürbe und genöße, nicht von uns weisen; und wenn er in unsern alten Wohnort kommt, oder dahin schreibt, so wird

sich alles schon finden. Aber du sagtest da von dem Fremden. Er wird vermuthlich auf dieser Seite heraufkommen. Ich habe ja zwey Paar Strümpfe, die ich nicht nöthig gebrauche; suche ihm ein Paar aus. Vielleicht steht gegenwärtig in weiter Ferne ein christlicher Mensch auch unserm Sohne wohlthätig bey.

Bewegt wandelte die Frau zu dem Vorrathe, fand sogleich die am meisten abgetragenen, und blieb dann an dem Schranke sitzen: denn ihre Hand und ihr Herz schwankte zwischen dem Mitleiden und der Wirthlichkeit bey der Ansicht der bessern Strümpfe, ob sie dieselben geben oder behalten solle.

Jetzt ward die Hausthür geöffnet. Sag dem jungen Menschen, gebot die Frau dem aufwartenden Mädchen, das am Spinnrade saß, er solle ein Augenblickchen warten. Rasch sprang die Dienerin vor die Stube, und die beyden Gatten hörten eine lange Rede, die sie nicht recht verstanden.

Mit nassen Augen trat das Mädchen wieder herein und hielt in der Hand allerley Blumen aus buntem Papiere, zierlich geschnitzt, und kleine pappene Kästchen. Ach, begann sie, der Mensch

sieht so ehrlich aus und so bescheiden. Er erzählt, er wolle noch funfzehn Meilen weit zu seinen Eltern, und habe niemals angesprochen; aber jetzt müsse er. Er habe acht Wochen in der Herberge krank gelegen, und ehe er wieder recht zu Kräften gekommen sey, diese Blumen und Kästchen gemacht. Es kaufe sie vielleicht Mancher, sie den Kindern zu bescheren, habe er gedacht, denn er schäme sich, zu betteln; aber es wolle sie eben keiner; wenige hätten ihm etwas aus Barmherzigkeit abgenommen.

Hastig griffen jetzt die vorhin zögernden Hände nach den tüchtigern Strümpfen, und der Gatte rief: dem gib, der verdient es. Es blieb zu Mittage Essen übrig, wie wär' es, wenn du das in den Ofen setztest, damit er sich einmal durch etwas Warmes labte. —

Die Frau eilte mit ihrer Gabe hinaus. Augenblicklich ertönten die Worte: Gott! — mein Sohn! willkommen! — ach, meine Mutter! und ehe der Mann noch hinter dem Werktische hervorkommen konnte, sahe er schon sein geliebtes Kind in den Armen der Gattin in die Stube treten und hörte den Ruf: O mein Vater, mein Vater!

XIII.

Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters.

Wahrhaftig, das heißt im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen! Ich bin so heiß, als ob ich einen schwülen Tag hindurch in der Aernte gearbeitet hätte. Die Schule ist freilich jetzt voll Kinder; ists nicht so warm davon in der Stube, als ob eingeheitzt wäre? Je nun, so unbequem es sonst ist, in der Wohnstube unterrichten zu müssen, im späten Herbste hat es doch seinen Vortheil, wenn man so wenig Holz zum Heitzen bekommt, als ich. Die Wärme von den Schülern habe ich bey meinem Amte obenein, und sie ist mir nicht einmal unter meinen Einkünften mit angerech-

net. Aber die Arbeit hat mir doch die Wärme noch vermehrt, und vielleicht findets meine Frau, wenn sie herein kommt, nicht so schwül, als ich. Ach! das war ein mühevoller Vormittag, wie es ihrer für mein Alter schon so viele gab, seit dem der neue Herr Kirchenrath die Landschulen in Ordnung bringen will, und auch mich besucht hat. Was kann man dazu sagen? Der Mann hat gute Absichten, und gute Absichten soll man ja haben. Auch ist er freundlich, und nicht stolz, und er hat mich gelobt, daß ich ein alter fleißiger, rechtschaffener Schuldiener wäre, und mich aufgemuntert. Ich würde, meinte er, auch in Zukunft das Meinige thun, damit die Kinder verständiger würden, als die Vorfahren, — und als ich selbst bin, hätte ich bald hinzu gesetzt. Die Kinder, sagte er, müssen in der Naturlehre und Naturgeschichte nicht fremd bleiben, und wissen, was heutiges Tages gesund ist, und etwas von den Planeten, und noch manches andere. Nun ich will das Meinige thun, und, um lehren zu können, lernen, wie bisher, wie schwer es sich auch lernt, wenn man sechs und siebenzig Jahr alt ist.

Die lieben vornehmen Herren, die uns immer ihre Befehle zukommen lassen, ohne es je selbst mit der muthwilligen Schuljugend versucht zu haben, sollten nur bedenken, wie selten für die neuen Sachen, die sie vermuthlich alle wissen, ein alter Kopf taugt, und daß es einige Schwierigkeiten hat, etwas zu lehren, was man selbst nicht weiß. Da ward doch meinen Vorfahren weniger Sorge und Last zu Theile. Die hatten doch nur ihre Noth mit den leichtsinnigen Knaben, und mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen, und mit ihrem kümmerlichen Auskommen. Ich aber muß mich noch dazu mit allem Ungeziefer der Naturgeschichte, und mit Löwen und Tigern und Elephanten, und mit so vielen Pflanzen, und mit dem ganzen Steinreiche, das ich den Jungen in den Kopf bringen soll, und mit den Planeten plagen.

Es wird mir blutsauer; habe ich nicht gestern den Abend hindurch über den Planeten gebrütet, um heute davon sprechen zu können! Die Kinder staunen, wenn ich jetzt jeden Morgen etwas Neues zum Vorschein bringe, und ich sehe es ihnen an, daß sie denken, wer hätte

geglaubt, daß unser Schulmeister so gelehrt ist! Guten Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie ich es selbst erst im Schweiße meines Angesichts gelernt habe! Das läßt man denn freilich nicht merken, wie mir auch der Herr Kirchenrath gerathen hat. Das sey unter den Lehrern nicht Sitte, sagte er, und vermindre nur ihr Ansehn. Er muß es ja wohl verstehn. Nur schlimm, daß ich nicht Alles recht behalte, daß ich manchmal am andern Tage wieder vergessen habe, was ich mir am vorigen einpreßte, und daß, seitdem das Buch geschrieben ward, woraus ich lerne, schon Manches wieder anders geworden ist. Hat mir nicht der Herr Pfarrer gesagt, daß hinter dem Saturn noch ein Planet entdeckt wäre? Was kann nun das helfen? Es waren ja Planeten genug, zumahl für ein altes Gedächtniß.

Ich habe, wie meine Frau erzählte, in der Nacht im Schlafe vom Jupiter und Saturnus gesprochen, — und heute früh habe ich mich doch in der Ordnung der Weltkörper geirrt, und fälschlich, wie ich nun aus meinem Buche sehe, den Mars über den Merkurius gesetzt. Das haben sich die Jungen denn so fälschlich

eingeprägt; wenn es ihnen nur nicht schadet! wie beuge ich dem nun vor? Ich könnte freilich morgen früh sagen, die Gelehrten wären darüber verschiedner Meynung, ich aber hielt es mit denen, die den Merkur über den Mars setzten; oder — man hätte bisher gewähnt, daß der Merkurius nach dem Mars käme, ich hätte es aber heute entdeckt, und für gewiß erfahren, daß der Mars erst nach der Erde folge. Aber nein, das wäre Unwahrheit, und Unwahrheiten mag ich, um in meinen alten Tagen mehr zu scheinen, als ich bin, nicht reden. Also kurz und gut, ich erkläre, daß ich mich versprochen, daß ich geirrt habe, und so mag mir meine neue Weisheit, und der neue Ruhm, den ich dadurch erwerbe, zu einer Uebung in der Demuth dienen. Nein, ich will nicht mehr scheinen, als ich bin, thue ich doch, was ich kann. Ich lehre lesen, und meine Kinder lesen gut, und ein wenig schreiben und rechnen, und stelle die Planeten, so gut es geht. Und fruchtet nicht meine Arbeit, kann ich nicht fröhlich darauf zurück schauen? Bin ich nicht von jeher mit den Knaben fertig geworden ohne Ungestüm und Gewalt, indeß

manche Schulmeister alles durch Schläge zwingen wollen, als ob die Köpfe der Kinder Steinnüsse wären, die man aufklopfen muß? Hat nicht Wilmsens Fritze heute Vormittags auf einmal acht Buchstaben kennen gelernt? Beim ersten Schulbesuche acht Buchstaben!

In derselben Zeit hat wohl mancher andere acht größere Thaten gethan, aber er macht vielleicht auch größeres Wesen davon, und läßt sich reichlicher dafür bezahlen. Ich will bescheiden meine kleinen Thaten thun, und still meinen Weg gehn, und nicht viel Geschrey davon machen; ich will mich herzlich freuen, wenn mirs immer so gelingt, und genügsam leben, und weil ich keine Heldenthaten thue, keinen Heldenlohn verlangen. Ein wenig mehr könnte es freilich wohl für mein Reden und Schreiben, für mein Beten und Singen und Läuten seyn, denn die liebe Armuth blickt kecklich aus meinem Hause, und aus allem, was ich um mich und an mir habe. Siehe, wie meine schwarze Weste so röthlich wird, und hie und da zerreißt, daß ich sie züchtiglich unter meinem linnenen Oberröckchen verberge; aber es nimmt doch niemand Anstoß

daran, und die Wahrheit zu sagen, es gibt auf unserm Planeten Westen, die in noch schlechtern Umständen sind. Also getrost! ich will ferner fleißig arbeiten und ärmlich wohnen und essen, ich will in meinen müden Kopf drängen, was hinein kann, und wenn es nicht nach Wunsche glückt, dem Herrn Kirchenrathe sagen: Haben Sie Nachsicht mit meinem Kopfe und sehn Sie auf mein Herz. Mein Herz liebt das Gute, und darum habe ich Ruhe im Innern und bin zufrieden mit dem Aeußern. Und im Aeußern gibts doch auch manche Erquickung und Labung. Siehe, da kömmt ja meine Christine mit der Wassersuppe und mit den rauchenden Kartoffeln.

XIV.

Der Redliche.

Ein kleines Schauspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Amtsschreiber Rollmann.
Dessen Frau.
Wilhelmine, dessen Tochter.
Justizrath Arnold.
Regierungsassessor Arnold, dessen Sohn.
Wilhelmi, fürstlicher Sekretär.

Der Schauplatz ist die Schreiberstube im Amthause.

Erster Auftritt.

Rollmann, hernach dessen Frau.

Rollm. (schreibt und lehnt sich dann am Tische zurück). Endlich! — und fürwahr genug für heute. (Seine Frau kommt) Du willst vermuthlich fra-

gen, liebes Weib, ob ich fertig bin. (Er sieht nach der Uhr.) So hoch ists doch noch nicht, daß Müller da seyn könnte; er versprach, später zu kommen. Oder geht meine Uhr unrecht?

Frau. Nein. Aber ich hätte gern noch etwas mit dir geplaudert. Man wird ja deiner kaum froh. Da sitzest du, und schreibst, und schreibst — man sollte denken, du wärest Amtsschreiber für halb Deutschland. (Nach dem Tische hinweisend.) Ueber die Stöße Papier! Ueber das unaufhörliche Schreiben!

Rollmann. Es muß doch seyn.

Frau. Es muß? Nun ich verstehe das nicht — sollte es wohl müssen? ich meyne, sollten die Menschen nicht bestehen können, wenn auch weniger geschrieben würde? Manches ist wohl nur so, damit es so ist, und Manches könnte wohl kürzer gefaßt werden. So viel Arbeit wie du, haben doch gewiß wenige.

Rollmann. Nun ich bin auch fertig für heute. Unvollendete Geschäfte, aufgethürmte Papiere, die man wegzuarbeiten, Verwirrungen, die man erst noch zu lösen hat, sind wahre Freudenstöhrer. Darum hat mich

bisher meine Rechnung recht unruhig gemacht, — nun ich will sie übergeben, wie sie ist; ich kann nicht weiter aufs Reine kommen.

Frau. Darüber würden sich andre wahrhaftig wenig gekümmert haben. Du bist nur so ängstlich, so genau. —

Rollmann. Und nur dadurch habe ich Frieden und Lebensgenuß. Siehe, ich nähm nicht vieles Geld dafür, daß das (nach dem Tische zeigend) ungethan wär. Nun bin ich frey, nun kann ich leicht aufathmen. Wär es nicht ausgefertiget, es entstünd doch allerley Unordnung, es würden doch mehrere Menschen in ihrem Thun und Treiben gehindert, wenn ich in der nächsten Nacht stürbe.

Frau. Stürbe! Gott! rede nur davon nie. Du bist ja gesund; was würde denn aus uns? Zurücklegen konnten wir nichts, das weißt du, — ach so viel Mühe, und so wenig Gehalt!

Rollmann. Wie wenig denn?

Frau. O das ist doch wohl wenig — hundert und funfzig bis siebzig Thaler jährlich! —

Rollmann. Und etwas Holz, und die freye Miethe hier im Amthause dazu — ein

hübsches Stübchen mit der herrlichen Aussicht auf den Busch und das Feld, die nicht mit Gelde zu bezahlen ist, ein Paar geräumige Kammern, und hier die Schreibstube fast so gut zu unserm Gebrauche, als wär sie uns zur Wohnung angewiesen.

Frau. Aber wie viele, die nur sprechen und befehlen, und wenig schreiben, haben so viel mehr Einkünfte.

Rollmann. Und wie viele noch weniger! Gute Sophie, wir haben nie gehungert, waren nie unbekleidet, wir konnten das Leben genießen. Und wenn das Leben nun hin ist, ists da nicht eins, ob man mit köstlichen Speisen oder mit Brote den Leib sättigte; ob man mit feinem oder mit grobem Tuche, mit Seide oder mit Leinen den Leib umhing, der doch zerstäuben muß? An dem Allen hängt ja nicht die Freude und die menschliche Würde.

Frau. O ich bin auch zufrieden. Sag selbst, habe ich jemals geklagt? Aber für alle die Last, die du zu tragen hast, könnte der Lohn wohl etwas größer seyn. Siehe, du bist grade zwanzig Jahre Amtsschreiber, indeß dir Viele so weit vorgerückt sind. Da ging es doch wohl

zuweilen nach Gunst und nicht nach Verdienste. Bist du nicht so gut als sie auf Universitäten gewesen? Liesest du nicht immer noch deine gelehrten und lateinischen Bücher? Könntest du nicht mehr seyn?

Rollmann. Ob ich es könnte? Gut, wenn man solche Frage nicht zu scheuen hat. (Er sieht nach der Uhr, die er in der Hand behält.) Als Jüngling dachte ich wohl auch hoch hinaus; wenn man aber das thätige Leben mehr kennen lernt und mit lebt, so preist man sich oft glücklich, daß man nicht hoch steht, wenn man gleich mehr leisten könnte, als man leisten muß. Hat man keine großen Geschäfte, so hat man keine große Verantwortung, und auch auf einem dunklen Plätzchen kann man nützen. Siehe, in der Uhr sind Feder und Räder und kleine Stiftchen: laß ein Stift herausfallen, und das ganze Werk kann sich verschieben, und klemmen, und still stehn. Man muß nur seines Werthes gewiß seyn. Den Mitbürgern, dem Staate, und seinem Fürsten kann man dienen als Minister, als Rath, als Richter, und fürwahr auch als Schreiber. Wenn ich abginge, man würde mich vermissen.

Frau. Ja das meyne ich. Es wirds dir keiner nachthun; wenn sichs aber anders gefügt hätte, es wär doch für unser Kind gut. Ists nicht wahr, wenn du nicht bloß Amtsschreiber wärest, Wilhelminens Heyrath mit dem Assessor Arnold hätte nicht so viel Schwierigkeit?

Rollmann. Daß du das erwähnst! Ich wollte, das wär eine alte Geschichte und vergessen!

Frau. Es wär aber doch wohl besser gewesen, wenn du heute nicht an den alten Justizrath geschrieben und die Sache so schnell abgebrochen hättest.

Rollmann. Das mußte ich, das wollte Pflicht und Selbstschätzung.

Frau. O gewiß, der junge Arnold ist ein edler, rechtschaffner Mann, er liebt Wilhelminen so herzlich, — und du weißt es, wie ihn Wilhelmine wieder liebt. Welche schöne Versorgung, welches Glück wäre das für das gute Mädchen gewesen!

Rollmann. Glück? O meine Sophie, wer kann so fest sagen, was Glück ist, wem sind alle Folgen gegenwärtig? Es ist wahr, der

Assessor

Assessor ist ein biedrer, trefflicher Jüngling. Er kam nicht in unser Haus, die hübsche Tochter des armen Amtsschreibers zu seinem Spiele in müßigen Stunden zu machen, mit ihr zu tändeln, und ihr die Ruhe wegzutändeln, und sie dann mit ihren Hoffnungen allein zu lassen: er kam in löblicher Absicht; er begehrte sie zur Gattinn. Auch glaube ich nicht, daß der Justizrath durch eine Verbindung mit uns herabgewürdiget würde; aber er will nun einmal nicht einwilligen; er besteht vermuthlich auf einem reichern und vornehmern Mädchen. Ich mußte also handeln, wie ich gehandelt habe. Aufdringen wollen wir uns doch nicht; aufdringen will sich Wilhelmine nicht, zumahl einem sonst braven Alten, der mein Vorgesetzter ist.

Frau. Das arme Kind!

Rollmann. Wenn sie bloß arm ist, so ist noch keine Noth. Laß den Himmel walten! unter seiner besten Fügung wird sie durch die Welt und zu ihrem Ziele hinkommen; sey es an der Hand eines Gatten, sey es einsam. Für jetzt scheint freylich das letzte. Sie hat sich vermuthlich noch einmal erklärt, daß sie Müllern nicht will?

Frau. Ja, wie du denken kannst.

Rollmann. Nun wohl, zureden werde ich nicht, so sehr ich gewünscht hätte, daß sie den ehrlichen, fleißigen, wohlhabenden Tischler nähm; sie hätte einen treuen Mann an ihm; sie hätte ihr reichliches Brot. Und sein Gewerbe wird ihr doch nicht anstößig seyn? Das Mädchen ohne Vermögen und Rang wird doch den achtungswürdigen Stand des Handwerkers nicht verachten?

Frau. Nein, das nicht, das gewiß nicht; habe ich doch auch nichts dawider, ob du es mir gleich ein Paarmal schuld gabest mit Unrecht.

Rollmann. So ganz mit Unrecht?

Frau. Je nun freylich, man sagt ja wohl ein Wort. Siehst du, alle meine Vorfahren waren Prediger, und die deinigen Burgemeister und Amtmänner und Räthe. Wenn ich so ihre Bilder an den Wänden der Stube betrachte; wenn ich sie sehe in ihrem ehrbaren Staate, mit den langen Manschetten, mit den breiten Tressen auf den Röcken, oder im schwarzen Kleide mit dem stattlichen Kragen, und mit den schönen großen weißen Perücken,

so hätte ich wohl gewünscht, daß das in unsrer Familie so geblieben wär. Du lachst, Mann? Worüber lachst du denn?

Rollmann. Ueber die schönen großen weißen Perücken; über die Manschetten und Tressen, und daß es dir wehe thut, daß das alles in unsrer Familie nicht mehr zu sehn seyn soll. Aber eben an diesem modischen Außenwerke kannst du den Gang der Dinge wahrnehmen. Die Vorfahren hüllten ihre Häupter zierlich in Perücken, die Nachkommen tragen ihr schlichtes Haar; die Väter vergoldeten ihre Kleider, die Söhne verschmähen das. Und wie mit dem Aeußern, wechselt es mit den Menschen selbst. Die Enkel von Staatsräthen verliehren sich unter Handwerkern und Tagelöhnern, und des Hirten Sohn wird Minister. Es ist auch gut, daß es so ist. So pflanzen sich die Gesinnungen der Gebildetern in niedern Kreisen fort; so tritt das Talent mit seinem graden Herzen aus dem Dunkel unter die höhern Stände, und das Verdienst, das aus der Hütte empor stieg, erhält am Throne seine Huldigung. Laß uns diesen guten Gang der Dinge

nicht übel empfinden, nicht tadeln, und uns ihm nicht entgegen setzen.

Frau. O, das will ich nicht, aber —

Rollmann. Sprich selbst, was für Aussichten kann unsre Tochter haben? Die Männer, die bloß ihrem Herzen folgen und folgen können, sind selten, und mein eignes Geschäft gränzt ja, (mit einem Seufzer) nahe an das eines Handarbeiters. Ich fürchte, wenn wir Müllern zurück weisen, so wagt es kein Handwerker wieder, Wilhelminen die Hand zu bieten; und höher denke ich nicht hinaus; ich wüßte auch nicht, warum? Waltet nicht mehr wahres Geschick an mancher Hobelbank, als in mancher Studierstube; und in mancher Werkstatt mehr gesunder Verstand, als in manchem Hörsaale? Und was fehlt denn tüchtigen Handwerkern?

Frau. Es ist wahr, sie haben es besser, als viele Studierte.

Rollmann. Ja wohl! Wenn man alle die kümmerlich besoldeten Prediger, die sich von der Kanzel an den Pflug, die wenig beschäftigten Advocaten, die sich vom Schreibtische, die Aerzte, die sich von dem Wehege-

schrey der Krankenstuben in eine Werkstätte, und die armen Schullehrer, die sich aus dem schwülen Kindergewimmel an die Esse wünschen, zusammen zählen könnte, es würde ein hübsches Häuflein herauskommen in Deutschland. Darum sollten sich dergleichen meiner Meynung nach nicht bedenken, ihre Töchter braven Bürgern und Meistern zu geben, — wenn die Töchter sie liebten, versteht sich.

Frau. Ja, das ist aber mit unserm Minchen nicht.

Rollmann. Gut. Darum bestehe ich auch nicht darauf.

Zweyter Auftritt.

Wilhelmine. Die Vorigen.

Wilhelm. Geschwind, lieber Vater, beste Mutter, gehn sie hinüber; Müller ist da, um die Entscheidung zu holen. Ich kann unmöglich dabey seyn, wenn Sie ihm die abschlägliche Antwort geben; er dauert mich so, daß ich ihm das für seine treue Liebe zurückgeben soll.

Rollmann. Es ist auch wahrlich für den Gutherzigen eine ernsthaftere Sache, als

der Leichtsinn wohl erwägt, einen achtungswerthen Menschen, der das höchste Zutrauen zu uns hat, mit uns am besten durch das Leben gehn zu können glaubt, entgegen zu rufen: Nein, mein Weg geht hier, der deine dort; wandle mit deinem Herzen anders wohin. Indeß, wenn es seyn muß —

Frau. Ich will nur gleich voraus laufen. (zu Rollmann) Sinne doch etwas darauf, wie wir es ihm sagen, — so mit zierlichen Umschweifen, dehmüthig und wehmüthig.

(geht ab.)

Wilhelmine. Ach! beßter Vater, daß ich ihn nicht wieder lieben kann! — Wie er so bescheiden, so schüchtern da stand! Wie er so bestürzt mir die Verlegenheit aus den Augen zu lesen und dann wieder aus dieser Verlegenheit Hoffnung zu schöpfen schien! O Gott, wie betrübt es mich, daß ich ihn betrüben soll! Ists denn nicht genug, daß wir andre durch unsre Fehler kränken, müssen wir sie auch wider unsern Willen bekümmern? — Beßter Vater, sagen Sie es ihm recht freundlich, recht sanft, und daß es mich sehr schmerze —

Rollmann. So hast du alles reiflich erwogen, was ich dir gestern vorstellte? Müller ist ein wirklich hübscher Mann, tugendhaft, gebildeter, als mancher Angesehene; geschickt und arbeitsam, und seiner Art nach reich. — So hast du dich gehörig geprüft?

Wilh. Ja, ja; aber ich kann ihn nur achten; glücklich seyn kann er mit mir nicht. Ueberzeugen Sie ihn davon; versichern Sie ihn, daß ich ihn aufrichtig schätze, daß ich mich durch seinen Antrag für geehrt halte, daß ich nicht auf Rang und Titel sehe. Und glauben Sie, das thue ich nicht. Wahrlich, ich will nicht hoch hinauf; ich habe mich in mein Loos gegeben, seitdem Sie an den Justizrath geschrieben haben.

Rollmann. Und that ich daran unrecht? Urtheile selbst.

Wilh. Nein, ach nein, bester Vater! Sie haben mir ja Ihren Brief gelesen, Sie konnten nicht anders. Aber Sie werden mich auch mit Geduld ertragen, wenn ich den edlen Arnold so bald nicht, oder nie vergessen kann. O daß er der Tischler, und Müller des Justizraths Sohn wär! und wenn er auch viel we-

niger als Müller hätte! Geld und Pracht gibt ja den Frieden nicht. Nur (seine Hand fassend) seyn Sie mir nicht böse. Ich will Ihre Sorgen nicht vermehren; ich will Tag und Nacht auf Ihre Pflege sinnen; ich will wie bisher, und noch emsiger für andre Leute arbeiten und Putz machen, und auf Arnolden nicht rechnen. Und — Sie priesen zwar oft die Ehe, — aber wenn ich denn nun auch unverheyrathet bliebe; das bleiben ja viele weit bessere Mädchen, als ich. —

Rollmann. Und freylich hat der Ehestand auch seine Sorgen und Schmerzen.

Wilh. Meine Hand und meine Nadel wird mich vor dem Darben schützen. Gott bewahre mir dann nur zu der feinern Arbeit meine Augen.

Rollmann (trocknet sich die Thränen). Gute Wilhelmine!

Wilh. Sehn Sie, so mag ich der Welt dann wohl entbehrlich seyn; müßig, unnütz bin ich doch nicht in derselben.

Rollmann. Recht, meine Tochter, so höre ich dich gern. Eine Ehe rechter Art ist allerdings Ehre und Glück; und Lob und Heil

der guten Jungfrau, die Gattin und Mutter wird, und sich als solche größern Einfluß und Verdienste um die Menschheit erwirbt. Wenn man aber sagt, das Weib könne ohne Ehe seine Bestimmung gar nicht erfüllen, so hat man gewiß unrecht, weil man nicht gehörig auf das Ganze des Lebens, und gar nicht über die wenigen Jahre dieses Lebens hinausblickt. Auch eine Einsame, die in Unschuld und Reinheit, mit Fleiß und Ordnung, mit Frieden und Ruhe im wünschelosen, unbefangnen Herzen, behülflich gegen jeden, dem sie dienen kann, und ein Segen für die Verwandten, die ihrer Hände, ihres Raths und ihrer Einrichtung bedürfen, auf ihrer stillen Bahn dahingeht, ist ehrenwerth, und wird der ihr gebührenden Stelle nicht verfehlen hier und dort. Das möge dir der Himmel geben, wenn du bey deinen Gedanken bleibst; und hier ist meine Hand, die dich, so lange sie warm ist, nicht lassen soll; hier ist meine Vaterhand darauf, du sollst, und wenn es uns noch so kärglich erginge, nie auch nur den kleinsten Vorwurf hören. Aber Müller wartet; sey unbekümmert, Minchen, er soll das

bittre Nein so mild, so schonend ausgesprochen hören, wie du wünschest.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine allein.

Das bittre Nein! — So hatte ich denn nichts anders für dich, gutherziger Müller? (Sie besinnt sich) Nein, nein! Sollte sich der würdige Handwerker begnügen, nur eine Besorgerin für sein Haus, eine Wirthschafterin, die aus Pflicht das Seinige wohl in Acht nähm, aber für sein volles Herz nicht wieder ein Herz zu haben? Nein, ich kann dich nicht lieben, aber auch nicht täuschen. Ich käm ja deiner Innigkeit stets mit dem Wunsche entgegen, daß du Arnold wärest! und das wär unrecht! Vergiß mich, du Rechtschaffner, vergiß mich ganz! und laß mich, gütiger Himmel, auch Arnolden vergessen. (zusammenfahrend) Nein, gütiger Himmel, ich bat nicht, wie ich wollte; laß mich ihn nie, nie vergessen, aber auch nie, nie so wünschen. (Sie weint.)

Vierter Auftritt.

Wilhelmine. Assessor Arnold, nachher Justizrath Arnold und Wilhelmi.

Wilhelmine (erschrocken.) Ach Arnold, Sie kommen! und grade heute, grade jetzt! Wenn Sie wüßten, wie Sie mich erschüttern und verwunden!

Ass. Arnold. Erschüttern und verwunden? der Freund die Freundin? das wollte ich nicht. Und Sie! Sie! — Wenn ich sonst meine Wilhelmine allein traf, hörte ich wohl das trauliche Du! Soll das von nun an nicht mehr seyn?

Wilh. Das war in den seligen Augenblicken meiner jugendlichen Zuversicht, meiner unbefangnen Hoffnung. Sie sind hin. Zerreiß — zerreißen Sie durch die Erinnerung daran nicht mein Herz. Ihr Vater will unsre Verbindung nicht, und er hat das, wie wir gestern erfuhren, gegen einen Bekannten nachdrücklich erklärt. Da hat ihm mein Vater vor einigen Stunden geschrieben, daß er häusliche Freude und Ruhe nicht gestört sehn möge, — konnt' er anders? — daß auch er

den Gedanken an die Verbindung aufgebe, daß es gegen seine Genehmigung geschehe, wenn wir ferner Worte und Gefühle wechselten. —

Ass. Arnold. So sollte denn ein elendes Vorurtheil unser Glück vernichten? Mich kann kein Mädchen glücklich machen, als meine Wilhelmine!

Wilh. Lieber Arnold, wer weiß? Mein Vater sagte mir, wir müßten nie so bestimmt behaupten, daß wir ohne Etwas nicht glücklich seyn könnten, was nicht ganz in unsrer Gewalt ist. Hat er nicht vielleicht Recht? Versuchen Sie es, mich künftig anders als bisher anzusehen; betrachten Sie mich als einen Gespielen der Kindheit, den man nie ganz aus dem Sinne schlägt, an den man lebenslang gern denkt, ohne daß man ihn lebenslang zu seinem Frieden bedarf. Ihr Vater erwartet von Ihnen Freuden für sein Alter, und die Pflicht will, daß Sie ihm diese geben. Folgen Sie der Pflicht. Ach, Liebe und Ehe ohne den Willen der Eltern ist wie ein Segen, unter welchen sich Fluch mischt. Ich will (stockend und seufzend) mein Herz bekämpfen, Arnold, bekämpfen auch Sie Ihr Herz!

Aſſ. Arnold. Und womit? etwa mit der Ueberlegung deſſen, worauf das Herz nicht achtet?

Wilh. Und doch — Bedenken Sie Beſter, unſer äußeres Loos iſt ſo verſchieden. Darin hat Ihr Vater, darin hat mein Vater wohl Recht. Was ich beſitze, iſt in wenige Käſtchen zu bringen, und damit trät ich in Ihr Haus.

Aſſ. Arnold. Reich im Innern und mit großen Schätzen für mich — —

Wilh. Aber Mißbilligung des Vaters; Spott und Tadel mancher andern; mein eignes, vielleicht zu weiches Gefühl, das ach! ſchon durch Kälte verwundet wird, — welches Gedränge, in das ich käm, und Sie brächte! Verhältniſſe, in welchen wir nun einmal ſind, haben nun einmal ihre Rechte, oder doch ihre Gewalt. Wo ich bisher ſtand, dahin hatte mich das Schickſal und das Herz zugleich geſtellt; und ſo ſchien ich mir und allen an den Platz gehörig. Dieſes gewohnte ſüße und erhebende Selbſtgefühl nun künftig nur gegen Sie walten laſſen zu dürfen, mich von andern als durch Trotz auf meine Stelle eingedrungen betrachtet zu wiſſen; o wie

würde mich das so niederdrücken, daß ich auch Sie nicht, wie ich sollte, erheitern könnte! Das alles wär nicht, wenn Sie ein Mädchen wählten, dessen Stand und Vermögen dem Ihrigen gleicht.

Ass. Arnold. Und das kann mir meine Wilhelmine sagen?

Wilh. (weinend) Ach mit nassen Augen und mit blutendem Herzen. Aber muß es nicht seyn? Und wenn uns Häuser trennen, brauchen sich denn unsre Seelen zu entfremden? Sie können mich ja immer werth halten; o und ich will Sie lebenslang achten und schätzen. Ich will Ihnen, wie ich kann, gern dienen; ich will gern arbeiten und meine ganze kleine Kunst aufbieten, Ihre künftige Gattin nach Ihrem Wunsche und Gefallen zu schmücken. Arnold! sehn Sie mich nicht so schmerzlich an — (Justizrath Arnold tritt unbemerkt in die Thür) des Vaters Ausspruch! — die Pflicht — lassen Sie uns den Frieden unsrer elterlichen Häuser, lassen Sie uns Ihres Vaters Zutrauen zu meinem Vater, der sein Untergebner ist, nicht stören. (Oft stockend) Ich bitte Sie bey allem, kommen Sie nicht

wieder zu uns; kommen Sie nicht eher, als bis Sie mir die Nachricht von Ihrer Verlobung bringen.

Ass. Arnold. O Gott!

Wilh. Ich meyne, dann erst werde ich wieder ganz ruhig und sicher seyn. Und wenn nun tausend gute Wünsche, und die Segnungen eines zufriedenen Vaters Sie an den Traualtar begleiten, so sollen sich in dieselben meine Gebete für Ihr Glück recht heiß, und recht friedevoll mischen. Lassen Sie dies unsern Abschied seyn. Es gibt ein Land, wo wir nicht mehr so mannigfaltig gehemmt und eingeschränkt sind, wie hier; wo die Liebe nicht so, wie hier, an ausschließende Mittheilung gebunden ist. Da können wir, Sie, und Ihre künftige Freundin und ich, unverkümmerte Liebe geben und nehmen. Wir wollen uns trennen, — (aufwärts deutend) mit einem Blicke dorthin! — dorthin!

Justizr. Arnold (nähert sich.)

Ass. Arnold (bestürzt). Mein Vater! —

Wilh. (erschrocken). Verzeihen Sie, edler Mann! — Ohne meine Schuld, — ohne des Herrn Assessors Schuld — — gewiß wir ehren

Ihren Willen; fürchten Sie von uns kein Widerstreben. Wir nahmen Abschied. Sie zürnen doch nicht?

Justizr. Arnold. Wer könnte über die Tugend zürnen? Nein, treffliches Mädchen! ich hatte mit Ihrem Vater zu sprechen. — Mein Sohn, in einem halben Stündchen holst du mich hier wieder ab. (Assessor Arnold geht ab) — Sie haben mich fürwahr recht sehr gerührt. Ich kannte Sie als eine häusliche, eingezogne, geschickte, bescheidne Tochter; aber ich sehe, Sie sind mehr. Empfangen Sie ohne viele Worte die Versicherung meiner größten Achtung. (Secretair Wilhelmi tritt herein.) Ach, sieh da, lieber Freund, Ihnen geht es vermuthlich wie mir. Sie wissen, daß der Herr Amtsschreiber um diese Zeit gewöhnlich noch in der Schreibstube ist, und so meynten Sie, ihn hier zu treffen.

Wilh. (zu beiden.) Ist es Ihnen gefällig, zu dem Vater zu gehn, oder —

Sekretär. Ist er allein?

Wilh. Es ist jetzt eben jemand bey ihm; wünschten Sie vielleicht, daß ich ihn rufe?

Sekre-

Sekretär. Ja, ja, so ists am besten, wir wollen ihn hier erwarten.

Justizr. Arnold. Und sagen Sie ihm, er solle seine Geschäfte erst abthun, wenn Sie (zum Sekr.) ihn nicht etwa gleich sprechen müssen.

Sekretär. O nein, ich habe keine Eil.

(Wilhelmine geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Justizrath Arnold, Sekretär Wilhelmi.

Sekretär. Ein mildes, sanftes, liebes Mädchen!

Justizr. Arnold. Ja wahrhaftig, edel und rechtschaffen, und von festem und gesetztem Sinne.

Sekretär. Der brave Amtsschreiber verdient es, die Tochter zu haben, und (bedeutend) es wär zu wünschen, daß er einen recht guten Schwiegersohn dazu bekäm, einen Schwiegersohn, der auch eben nicht auf die Aussteuer zu sehn brauchte, und sein Kind so reichlich versorgte, daß der unbegüterte Mann nicht vor der einstigen Trennung zittern müßte.

Justizr. Arnold. Da haben Sie Recht, und ich verstehe, was Sie mir sagen wollen. Wir hatten seit unsrer Jugend keine Geheimnisse vor einander, alter Freund, lassen Sie uns einmahl über die Sache von Herzen sprechen. Was könnte ich Ihnen auch verbergen wollen? das ganze Städtchen redet ja von der Liebe meines Sohnes zu Wilhelminen.

Sekretär. Und jeder Unbefangne billigt sie.

Justizr. Arnold. Nun, in mancher Absicht läßt sich auch nichts dagegen sagen. Das Mädchen ist sehr hübsch, und verständig und tugendhaft. Aber Freund, Sie selbst haben Frau und Kinder, Sie sind Hausvater und kennen unsre Zeit und ihre Bedürfnisse, und die Rücksichten, die man um des schönen Friedens willen auch auf Verwandte nehmen muß. Ich hätte, das leugne ich nicht, gern eine angesehnere und reichere Schwiegertochter in mein Haus und unter die Meinigen treten sehen.

Sekretär. Aber das Herz Ihres Sohnes? — —

Justizr. Arnold. Wohl! ich habe es be-

dacht, daß dieses durch Vermögen und Stand nicht befriedigt werden möchte. Er hat mir selbst mehrmahls erklärt, daß er ohne Wilhelminen nicht glücklich seyn zu können glaube, und er hat sich bei allen meinen Vorstellungen fest und anständig, männlich und kindlich zugleich benommen. Ich fing daher schon an, mich an den Gedanken, der mir anfangs unangenehm war, zu gewöhnen; ich war nahe daran, mich über die Meinung der meisten, und über das Gerede wegzusetzen, ich schwankte nur noch —

Sekretär. O schwanken Sie nicht, treten Sie fest auf, Sie sind auf einem sichern, guten Wege.

Justizr. Arnold. Ein Paar Worte des Mädchens an meinen Sohn, die ich hörte, haben ihr mein ganzes Herz gewonnen, und vorher schon hatte mich dieser Brief ihres Vaters innigst gerührt: (Er liest) „Ich dachte bisher, daß Sie die Verbindung meiner Tochter mit Ihrem Sohne genehmigten, da Sie sich seit seinen Besuchen in unserm Hause nie darüber gegen mich äußerten; jetzt weiß ich durch die gewissesten Nachrichten, daß ich mich

geirrt habe. Ich erkenne die große Verschiedenheit der äußern Umstände, und füge mich bereitwillig danach. Ich gebe den nicht unwahrscheinlichen Gedanken auf, daß die jungen Leute glücklich mit einander seyn könnten. Mögen beide selbst einen unschuldigen Wunsch bekämpfen und aufopfern lernen. Auch das wird ihnen nützen für das Leben. Was von meiner Seite geleistet werden kann, wird gewiß geschehn, und ich gebe Ihnen die feierliche Versichrung, daß mit meinem Wissen und Einwilligen kein fernerer Umgang der jungen Leute statt finden soll. Erhalten Sie auch künftig Ihr Zutrauen Ihrem" u. s. w.

Sekretär. Und nach diesem Briefe bedenken Sie sich noch? Belohnen Sie den braven Amtsschreiber, sagen Sie ja.

Justizr. Arnold. Wie gesagt, das wollte ich, — ich wär auch noch nicht abgeneigt, aber —

Sekretär. Nun? —

Justizr. Arnold. Ihnen kann ichs vertrauen. Sie werden es nicht mißbrauchen und vielleicht zum Besten wenden helfen. —

Sekretär. Zum Besten wenden? was?

Justizr. Arnold. Hören Sie: Vor einigen Tagen erfuhr ich, daß der Amtsschreiber wegen einer Rechnung, die er in Kurzem ablegen müsse in Verlegenheit sey.

Sekretär. (erschrocken) Wie? unmöglich!

Justizr. Arnold. Ich habe es aus dem Munde des Mannes, gegen den er selbst etwas davon erwähnt hat, und wie es geht, das Gerücht hat sich schon weiter verbreitet. Ich frage heute meinen Sohn, und er gesteht, daß Wilhelmine im Anfange der Woche einmahl gesagt habe, ihr Vater sey verdrüßlich wegen einer Rechnung, warum wisse sie nicht. Etwas mag also daran seyn.

Sekretär. Was? der sparsame, der streng gewissenhafte Mann! Wenn ich seine edle Handlung vor einem Vierteljahre bedenke! Wie er da einen Gewinn, den Wenige tadelhaft gefunden hätten, so uneigennützig von sich wies. Es ist mir unbegreiflich, und wenn es doch wär, höchst traurig.

Justizr. Arnold. Mir auch. Sie kennen unsre Gesetze darüber, und wissen, wie diese seit den letzten Veruntreuungen geschärft sind. Bei gefundner Schuld aufs gelindeste —

geirrt habe. Ich erkenne die große Verschiedenheit der äußern Umstände, und füge mich bereitwillig danach. Ich gebe den nicht unwahrscheinlichen Gedanken auf, daß die jungen Leute glücklich mit einander seyn könnten. Mögen beide selbst einen unschuldigen Wunsch bekämpfen und aufopfern lernen. Auch das wird ihnen nützen für das Leben. Was von meiner Seite geleistet werden kann, wird gewiß geschehn, und ich gebe Ihnen die feierliche Versichrung, daß mit meinem Wissen und Einwilligen kein fernerer Umgang der jungen Leute statt finden soll. Erhalten Sie auch künftig Ihr Zutrauen Ihrem" u. s. w.

Sekretär. Und nach diesem Briefe bedenken Sie sich noch? Belohnen Sie den braven Amtsschreiber, sagen Sie ja.

Justizr. Arnold. Wie gesagt, das wollte ich, — ich wär auch noch nicht abgeneigt, aber —

Sekretär. Nun? —

Justizr. Arnold. Ihnen kann ichs vertrauen. Sie werden es nicht mißbrauchen und vielleicht zum Besten wenden helfen. —

Sekretär. Zum Besten wenden? was?

Justizr. Arnold. Hören Sie: Vor einigen Tagen erfuhr ich, daß der Amtsschreiber wegen einer Rechnung, die er in Kurzem ablegen muß, in Verlegenheit sey.

Sekretär. (erschrocken) Wie? unmöglich!

Justizr. Arnold. Ich habe es aus dem Munde des Mannes, gegen den er selbst etwas davon erwähnt hat, und wie es geht, das Gerücht hat sich schon weiter verbreitet. Ich frage heute meinen Sohn, und er gesteht, daß Wilhelmine im Anfange der Woche einmahl gesagt habe, ihr Vater sey verdrüßlich wegen einer Rechnung, warum, wisse sie nicht. Etwas mag also daran seyn.

Sekretär. Was? der sparsame, der streng gewissenhafte Mann! Wenn ich seine edle Handlung vor einem Vierteljahre bedenke! Wie er da einen Gewinn, den Wenige tadelhaft gefunden hätten, so uneigennützig von sich wies. Es ist mir unbegreiflich, und wenn es doch wär, höchst traurig.

Justizr. Arnold. Mir auch. Sie kennen unsre Gesetze darüber, und wissen, wie diese seit den letzten Veruntreuungen geschärft sind. Bei gefundner Schuld aufs gelindeste —

Dienstentlassung. Der Amtsschreiber ist mir untergeordnet, ich müßte ihn zur Rechenschaft ziehen, Sie sehen, in welches Gedränge ich bei einer Verbindung mit seinem Hause käm, und daß ich also erst wissen muß, wie die Sache sich verhält.

Sekretär. Unerklärlich! wie ich den Mann kenne, dächt ich, verhungerte er lieber, ehe er einen Groschen angriff, der ihm nicht gehört.

Justizr. Arnold. Grade so habe ich ihn beurtheilt. Die bitterste Noth müßte ihn gedrückt haben, und man stellt sich freilich manchmal nicht vor, wie groß die Noth in einem Hause ist. Der Mann hat wirklich zu wenig Einnahme. Stark kann indeß der Ausfall nicht seyn. Die ganze Jahresrechnung beträgt kaum 600 Rthlr. und im vorigen Jahre hat er sie noch richtig abgelegt. Es kann nicht viel betragen, dafür bürgt sein Sinn, das läßt sich aus seinem eignen Erwähnen der Sache schließen. Da bin ich mit dem Vorsatze hergegangen, ihm, wenn es die Umstände erlauben, zu helfen, und — wenn es vor den Fürsten kommt, sprechen Sie ein Wort für ihn.

Sekretär. Eine ungelegne, verwünschte Geschichte, wenn es wahr ist. Ich hatte sonst grade eine Nachricht zu bringen, die dem Amtsschreiber und auch Ihnen erfreulich — —

Sechster Auftritt.

Rollmann. Die Vorigen.

Rollmann. Verzeihen Sie, daß mich ein Geschäft so lange aufgehalten hat, an welchem das Herz viel Antheil nahm. — Wollten Sie die Güte haben — —

Sekretär. Lassen Sie uns doch hier bleiben, es ist ja hier gut.

Justizr. Arnold. Ich komme, Ihnen mündlich für Ihren edlen Brief von ganzer Seele zu danken, würdiger Mann.

Rollmann. O Herr Justizrath — —

Justizr. Arnold. Seyn Sie ohne Verlegenheit, Bester. Mein vieljähriger treuer Freund weiß schon Alles, und ist von Allem unterrichtet, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte.

Rollmann. Ich handelte, wie ich handeln mußte, und hätte ich mir früher vorgestellt — —

Justizr. Arnold. Davon bin ich überzeugt. Ich bleibe Ihr Schuldner, und wenn ich wüßte, wie ich einen Theil der Schuld abtragen, wie ich Ihnen dienen könnte. — Verbergen Sie nichts, wie gesagt, der Herr Sekretär mißbraucht nichts, und ist mit mir einverstanden und will Ihr Bestes. Reden Sie, könnte ich irgend etwas für Sie thun? — mein kleines Vermögen — —

Rollmann. Behalten Sie mir nur Ihre Liebe. Ich bedarf mit den Meinigen wenig, und wir haben genug.

Justizr. Arnold. Ja, — aber — Kurz, ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Umschweife zu machen. — Grade heraus! nehmen Sie es mir nicht übel, wie steht's mit der Rechnung, die Sie ehestens ablegen müssen?

Rollmann. Wie so? mit der Rechnung? sie ist fertig und abgeschrieben, und zur Ablieferung völlig bereit.

Sekretär. Da sehn Sie Freund. Mißverständniß vermuthlich —

Rollmann. Mißverständniß? (besinnt sich) Hm! hm!

Justizr. Arnold. Seyn Sie ganz offen.

Ich hörte: Sie wären in einer Verlegenheit gewesen — —

Rollmann. Ich merke schon, woher das kommt. In derselben Verlegenheit bin ich noch.

Sekretär. Was?

Justizr. Arnold. Nun, und —

Rollmann. Es ist eine Kleinigkeit; aber ich war doch unruhig darüber. Rechnungen müssen bis auf Kleinigkeiten richtig seyn.

Justizr. Arnold. Geschwind, wie stehts? wie viel fehlt?

Rollmann. Zehn Thaler — —

Justizr. Arnold. Nur? Das ist ja der Rede nicht werth, mehr fehlt nicht?

Rollmann. Zehn Thaler, sage ich, sind in der Kasse zu viel. Ich habe darüber so viel unnützen Rechnens und Kopfbrechens gehabt, und kann durchaus nicht herausbringen, woher die gekommen sind —

Sekretär. Eine seltne Schwierigkeit. Gebe der Himmel allen Rechnungsführern solche Verlegenheit!

Justizr. Arnold. Sie werden das Geld von dem Ihrigen aus Versehn in die Kasse gelegt haben.

Rollmann. Von dem Meinigen? (lächelnd) Zehn Thaler kann ich nun eben so leicht nicht verlegen. Auch ist das nicht möglich. Ich habe zu der Kasse zwei Schlüssel; ehe ich die zwei Schlösser öffnete, würde ich mich ja besonnen haben.

Sekretär. Zwei Schlösser? So haben Sie sich zum Aufseher über sich selbst gesetzt?

Rollmann. Und sollte das nicht jeder thun? — Ein verdrüßlicher Umstand ist's doch! Wem das Geld nur fehlen mag? Ich kann schlechterdings nichts darüber ausmitteln; bei allen, die mir beträchtliche Summen zu zahlen hatten, ist nachgefragt worden, Niemand will mir zu viel gezahlt haben, ich habe auch keinen Theil daran, und muß also eine sonderbare Angabe in die Rechnung bringen.

Justizr. Arnold. Eine unerhörte und unverbotne —

Sekretär. Sagte ich es nicht gleich? So lösen sich Verlegenheiten, die Manchen zur Verzweiflung bringen, bei dem Redlichen in Lächeln auf. Und nun, Herr Rath, rufen Sie Ihre Frau und Tochter, ich habe Ihnen etwas zu eröffnen.

Rollmann (sieht ihn zweifelnd an). Ich verstehe Sie nicht Herr Sekretär, wie?

Sekretär. Ja, ja, thun Sie mir den Gefallen. Rufen Sie die Ihrigen, eilen Sie.

(Rollmann geht ab.)

Justizr. Arnold. Was sagten Sie? Ist das die erfreuliche Nachricht? — —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Assessor Arnold, nachher Rollmann mit seiner Frau und Tochter.

Ass. Arnold. Sie haben befohlen mein Vater — —

Sekretär. Und Sie kommen wohl gerade zur guten Zeit, Herr Assessor.

Justizr. Arnold. Sie haben recht Freund. Ja mein Sohn, so ists. Du hast die Würde und Tugend eines stillen und dürftigen Hauses nicht verkannt. Das ist löblich. Du hast mir nicht mit Trotze und Heftigkeit widerstanden, ich habe Ursache, mit Dir zufrieden zu seyn, und ich denke, Du sollst auch mit mir zufrieden von hier weggehn.

(Rollmann tritt mit seiner Frau und Tochter herein.)

Rollmann. Von dem Meinigen? (lächelnd) Zehn Thaler kann ich nun eben so leicht nicht verlegen. Auch ist das nicht möglich. Ich habe zu der Kasse zwei Schlüssel; ehe ich die zwei Schlösser öffnete, würde ich mich ja besonnen haben.

Sekretär. Zwei Schlösser? So haben Sie sich zum Aufseher über sich selbst gesetzt?

Rollmann. Und sollte das nicht jeder thun? — Ein verdrüßlicher Umstand ist's doch! Wem das Geld nur fehlen mag? Ich kann schlechterdings nichts darüber ausmitteln; bei allen, die mir beträchtliche Summen zu zahlen hatten, ist nachgefragt worden, Niemand will mir zu viel gezahlt haben, ich habe auch keinen Theil daran, und muß also eine sonderbare Angabe in die Rechnung bringen.

Justizr. Arnold. Eine unerhörte und unverbotne —

Sekretär. Sagte ich es nicht gleich? So lösen sich Verlegenheiten, die Manchen zur Verzweiflung bringen, bei dem Redlichen in Lächeln auf. Und nun, Herr Rath, rufen Sie Ihre Frau und Tochter, ich habe Ihnen etwas zu eröffnen.

Rollmann (sieht ihn zweifelnd an). Ich verstehe Sie nicht Herr Sekretär, wie?

Sekretär. Ja, ja, thun Sie mir den Gefallen. Rufen Sie die Ihrigen, eilen Sie.

(Rollmann geht ab.)

Justizr. Arnold. Was sagten Sie? Ist das die erfreuliche Nachricht? — —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Assessor Arnold, nachher Rollmann mit seiner Frau und Tochter.

Ass. Arnold. Sie haben befohlen mein Vater — —

Sekretär. Und Sie kommen wohl gerade zur guten Zeit, Herr Assessor.

Justizr. Arnold. Sie haben recht Freund. Ja mein Sohn, so ists. Du hast die Würde und Tugend eines stillen und dürftigen Hauses nicht verkannt. Das ist löblich. Du hast mir nicht mit Trotze und Heftigkeit widerstanden, ich habe Ursache, mit Dir zufrieden zu seyn, und ich denke, Du sollst auch mit mir zufrieden von hier weggehn.

(Rollmann tritt mit seiner Frau und Tochter herein.)

Rollmann. Von dem Meinigen? (lächelnd) Zehn Thaler kann ich nun eben so leicht nicht verlegen. Auch ist das nicht möglich. Ich habe zu der Kasse zwei Schlüssel; ehe ich die zwei Schlösser öffnete, würde ich mich ja besonnen haben.

Sekretär. Zwei Schlösser? So haben Sie sich zum Aufseher über sich selbst gesetzt?

Rollmann. Und sollte das nicht jeder thun? — Ein verdrüßlicher Umstand ist's doch! Wem das Geld nur fehlen mag? Ich kann schlechterdings nichts darüber ausmitteln; bei allen, die mir beträchtliche Summen zu zahlen hatten, ist nachgefragt worden, Niemand will mir zu viel gezahlt haben, ich habe auch keinen Theil daran, und muß also eine sonderbare Angabe in die Rechnung bringen.

Justizr. Arnold. Eine unerhörte und unverbotne —

Sekretär. Sagte ich es nicht gleich? So lösen sich Verlegenheiten, die Manchen zur Verzweiflung bringen, bei dem Redlichen in Lächeln auf. Und nun, Herr Rath, rufen Sie Ihre Frau und Tochter, ich habe Ihnen etwas zu eröffnen.

Rollmann (sieht ihn zweifelnd an). Ich verstehe Sie nicht Herr Sekretär, wie?

Sekretär. Ja, ja, thun Sie mir den Gefallen. Rufen Sie die Ihrigen, eilen Sie.

(Rollmann geht ab.)

Justizr. Arnold. Was sagten Sie? Ist das die erfreuliche Nachricht? — —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Assessor Arnold, nachher Rollmann mit seiner Frau und Tochter.

Ass. Arnold. Sie haben befohlen mein Vater — —

Sekretär. Und Sie kommen wohl gerade zur guten Zeit, Herr Assessor.

Justizr. Arnold. Sie haben recht Freund. Ja mein Sohn, so ists. Du hast die Würde und Tugend eines stillen und dürftigen Hauses nicht verkannt. Das ist löblich. Du hast mir nicht mit Trotze und Heftigkeit widerstanden, ich habe Ursache, mit Dir zufrieden zu seyn, und ich denke, Du sollst auch mit mir zufrieden von hier weggehn.

(Rollmann tritt mit seiner Frau und Tochter herein.)

Rollmann. Von dem Meinigen? (lächelnd) Zehn Thaler kann ich nun eben so leicht nicht verlegen. Auch ist das nicht möglich. Ich habe zu der Kasse zwei Schlüssel; ehe ich die zwei Schlösser öffnete, würde ich mich ja besonnen haben.

Sekretär. Zwei Schlösser? So haben Sie sich zum Aufseher über sich selbst gesetzt?

Rollmann. Und sollte das nicht jeder thun? — Ein verdrüßlicher Umstand ist's doch! Wem das Geld nur fehlen mag? Ich kann schlechterdings nichts darüber ausmitteln; bei allen, die mir beträchtliche Summen zu zahlen hatten, ist nachgefragt worden, Niemand will mir zu viel gezahlt haben, ich habe auch keinen Theil daran, und muß also eine sonderbare Angabe in die Rechnung bringen.

Justizr. Arnold. Eine unerhörte und unverbotne —

Sekretär. Sagte ich es nicht gleich? So lösen sich Verlegenheiten, die Manchen zur Verzweiflung bringen, bei dem Redlichen in Lächeln auf. Und nun, Herr Rath, rufen Sie Ihre Frau und Tochter, ich habe Ihnen etwas zu eröffnen.

Rollmann (sieht ihn zweifelnd an). Ich verstehe Sie nicht Herr Sekretär, wie?

Sekretär. Ja, ja, thun Sie mir den Gefallen. Rufen Sie die Ihrigen, eilen Sie.

(Rollmann geht ab.)

Justizr. Arnold. Was sagten Sie? Ist das die erfreuliche Nachricht? — —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Assessor Arnold, nachher Rollmann mit seiner Frau und Tochter.

Ass. Arnold. Sie haben befohlen mein Vater — —

Sekretär. Und Sie kommen wohl gerade zur guten Zeit, Herr Assessor.

Justizr. Arnold. Sie haben recht Freund. Ja mein Sohn, so ists. Du hast die Würde und Tugend eines stillen und dürftigen Hauses nicht verkannt. Das ist löblich. Du hast mir nicht mit Trotze und Heftigkeit widerstanden, ich habe Ursache, mit Dir zufrieden zu seyn, und ich denke, Du sollst auch mit mir zufrieden von hier weggehn.

(Rollmann tritt mit seiner Frau und Tochter herein.)

Rollmann. Von dem Meinigen? (lächelnd) Zehn Thaler kann ich nun eben so leicht nicht verlegen. Auch ist das nicht möglich. Ich habe zu der Kasse zwei Schlüssel; ehe ich die zwei Schlösser öffnete, würde ich mich ja besonnen haben.

Sekretär. Zwei Schlösser? So haben Sie sich zum Aufseher über sich selbst gesetzt?

Rollmann. Und sollte das nicht jeder thun? — Ein verdrüßlicher Umstand ist's doch! Wem das Geld nur fehlen mag? Ich kann schlechterdings nichts darüber ausmitteln; bei allen, die mir beträchtliche Summen zu zahlen hatten, ist nachgefragt worden, Niemand will mir zu viel gezahlt haben, ich habe auch keinen Theil daran, und muß also eine sonderbare Angabe in die Rechnung bringen.

Justizr. Arnold. Eine unerhörte und unverbotne —

Sekretär. Sagte ich es nicht gleich? So lösen sich Verlegenheiten, die Manchen zur Verzweiflung bringen, bei dem Redlichen in Lächeln auf. Und nun, Herr Rath, rufen Sie Ihre Frau und Tochter, ich habe Ihnen etwas zu eröffnen.

Rollmann (sieht ihn zweifelnd an). Ich verstehe Sie nicht Herr Sekretär, wie?

Sekretär. Ja, ja, thun Sie mir den Gefallen. Rufen Sie die Ihrigen, eilen Sie.

(Rollmann geht ab.)

Justizr. Arnold. Was sagten Sie? Ist das die erfreuliche Nachricht? — —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Assessor Arnold, nachher Rollmann mit seiner Frau und Tochter.

Ass. Arnold. Sie haben befohlen mein Vater — —

Sekretär. Und Sie kommen wohl gerade zur guten Zeit, Herr Assessor.

Justizr. Arnold. Sie haben recht Freund. Ja mein Sohn, so ists. Du hast die Würde und Tugend eines stillen und dürftigen Hauses nicht verkannt. Das ist löblich. Du hast mir nicht mit Trotze und Heftigkeit widerstanden, ich habe Ursache, mit Dir zufrieden zu seyn, und ich denke, Du sollst auch mit mir zufrieden von hier weggehn.

(Rollmann tritt mit seiner Frau und Tochter herein.)

Rollmann. Sie haben befohlen, Herr Sekretär — ich bin äußerst überrascht und gerührt, und erwarte Ihre Aufträge. — Ach Herr Assessor — Sie? —

Sekretär. Der junge Mann wird hernach vermuthlich ein Wort zu reden haben zu allen, und besonders (gegen Rollmanns Tochter) zu Ihnen.

Wilh. (bestürzt) Ich habe mich bereits erklärt, wie — —

Frau. Wie es einem rechtlichen Mädchen geziemt und ansteht, denke ich.

Sekretär (zu Rollmann). Jetzt zu Ihnen redlicher, achtungswürdiger Mann. Ihr Fleiß, Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Treue, Ihre ausgebreitete Kenntniß hätte nach dem eignen Ausdrucke meines Fürsten, längst einen größern Wirkungskreis verdient. Ihre vor einem Vierteljahre vollbrachte und allgemein bekannte uneigennützige Handlung, Ihr vor Kurzem dem Landesherrn zu Gesichte gekommener meisterhafter Aufsatz über Ehrenstrafen, der eben sowohl den erfahrnen Geschäftsmann als den Menschenfreund verkündigt, hat den Fürsten daran von neuem erinnert und ihn bewogen, Sie an einen

Platz zu stellen, der Ihren Kräften angemessener ist, als Ihr gegenwärtiger, und den Sie füllen werden. Sie, Herr Justizrath, haben sich längst einen Gehülfen für Ihre gehäuften Arbeiten gewünscht, der Fürst ernennt Sie (zu Rollmann) also hierdurch (er überreicht ihm eine Schrift) als Rath zum Theilnehmer an den Geschäften Ihres bisherigen Vorgesetzten. Den Gehalt werden Sie Ihrem Amte angemessen finden.

Ass. Arnold. Gottlob!

Justizr. Arnold. Welche Freude, den Mann als Gehülfen an die Seite zu bekommen, den ich mir oft als solchen dachte, und dem Verdienste sein Recht gewährt zu sehn!

Rollmann. Was soll ich sagen? Es kommt mir zu schnell. Sehn Sie in diesen Thränen meinen Dank, meinen Dank auch gegen die Vorsicht, daß ich noch Kräfte fühle, zu nützen, und meinen Entschluß, mich der Huld meines Fürsten werth zu zeigen.

Frau. Rath? Ist's mir doch, als wär ich im Traume. Erst Amtsschreiber und gleich Rath! Nun der liebe Gott gebe dafür seinen himmlischen Rath, und alles Wohlseyn

und Gesundheit und langes Leben unserm Fürsten.

Wilh. Guter Himmel! — O mein Vater!

Frau. Und mein Mann wird es gewiß nicht an sich fehlen lassen. Immer hat er gelesen und gethan, das ist doch nun nicht vergeblich geschehn. Er wird für den Fürsten und für die Bürger schreiben, rechnen, reden, und machen, was er kann, wie er kann.

Sekretär. Und genießen Sie noch ferner das beste Wohlseyn mit ihm, Frau Räthin.

Frau. Gar zu gütig. Ihre gehorsame Dienerinn.

Justizr. Arnold. Meine innigsten Glückwünsche, braver Amtsgenosse!

Ass. Arnold. Die meinigen auch.

Rollmann. Mein volles Herz — —

Sekretär. Heute Abend müssen Sie uns nun zum Butterbrodte behalten.

Frau. O gar gern, herzlich gern! viele Ehre! Sie nehmen denn freundlichst verlieb, mit dem, was Sie finden. Schade, Schade! ich muß mich schämen, und es thut mir recht

leid, nicht ein Stücklein Braten im Hause zum Aufschneiden. Nun was da ist, ein wenig Geräuchertes, was wir haben — —

Sekretär. Alles, alles hinlänglich und gut, und der Herr Justizrath wird wohl eine kleine Gesandtschaft nach seinem ältesten Weine abgehn lassen. Denn bei Tische möchte wohl über dieses und jenes anzuklingen seyn. Was meinen Sie Herr Justizrath?

Justizr. Arnold. Ich möchte freilich heute gern noch mehr Glück, vollständiges Glück haben. Tritt herzu mein Sohn. Liebst Du dieser redlichen Eltern edle Tochter?

Ass. Arnold. Ja mein Vater, (zu Rollmann und dessen Frau) ja meine Verehrten, (zu Wilhelminen) Ja meine Theuerste, innig und ewig.

Justizr. Arnold. (zu Wilhelminen) Und lieben Sie Gute ihn auch?

Wilh. Herr Justizrath! mein Vater! (leise) ja.

Justizr. Arnold. (zu den Eltern) Und geben Sie Ihr Ja und Ihren Segen dazu?

Frau. Ja, unsern Segen.

Rollmann. Allen Segen.

Justizr. Arnold. (legt ihre Hände zusammen) Allen Segen! So werdet Mann und Weib, und so werd' euch Friede und Freude!

(Alle Arme öffnen sich zu Umarmungen.)

Sekretär.
Rollmann und seine Frau. } Friede und Freude.

XV.

Marie und Wilhelm.

Warte ein wenig, liebe Marie, sagte der Vater; Sophien wird die Zeit indessen im Garten nicht lang werden. Sie mag die Nüsse zu pflücken anfangen, Du sollst ihr gleich nachgehen. Nur ein Paar Worte. Ich hätte schon gestern Abends mit Dir gesprochen, weil aber Sophie eben gekommen war, so wollte ich Euch Mädchen in Euerm Geplauder nicht stören. Der alte Welken hat mich Deinetwegen angeredet.

Marie wurde blaß und zitterte, und blieb mit aufgehobenem Arme stehen, als ob Feuer gerufen wäre.

Du erschrickst, sprach der redliche Landmann; das ist mir gar nicht lieb. Ich hätte meine gute Tochter so gern versorgt gewußt.

Und bin ich denn das nicht bei meinem lieben Vater? rief Marie mit einem tiefen Seufzer.

Ach, mein Kind, fiel der Alte ein, wer kann wissen, wie bald es mit dem Menschen kommt. Deine treue Mutter hast Du kaum gekannt, sie mußte so jung davon; sollte ich nicht an das Ende denken? Weine nicht, Liebe; ich meine es gut. Siehe, Deinem Bruder habe ich nun das Gut im Unterdorfe übergeben, und er hat sein Weib; ich habe mich immer darauf gefreuet, Dich mit einem braven Manne dieß Gütchen verwalten zu sehen. Ich hätte dann meine letzten Jahre noch so recht in Ruhe bei Euch hingelebt. Der alte Welken ist ein ehrlicher Mann; von seinem Reichthume will ich gar nichts sagen; und sein Sohn, sein Heinrich —

Ach sein Sohn! stöhnte das Mädchen.

Nun ja, fuhr der Vater fort, Heinrich ist etwas trotzig, vorlaut, und wenn er mit andern jungen Leuten zusammen ist, bisweilen wild und ausgelassen. Wenn er aber an Dir ein fleißiges, sittsames Weib bekäme, wer weiß, ob er nicht gesetzt und still und gut

würde. Man kennt doch keine schlechten Streiche von ihm, wie von Arnolds Wilhelmen.

Jetzt machte sich Mariens Kummer in lautem Schluchzen Luft. Sie verdeckte die Augen mit der Hand, unter welcher die Thränen über ihre Wangen liefen.

Es ist mir sehr schmerzlich, redete der Alte weiter, mich in Wilhelmen so geirrt zu haben. Meine liebste Hoffnung hat er mir zu Wasser gemacht. Ich bin mit Arnolden aufgewachsen, von der Schule aus sind wir einander gut gewesen, wir haben immer als Freunde und friedliche dienstfertige Nachbarn mit einander gelebt. Manchmal sprachen wir davon, daß ihr beyde, Du und Wilhelm ein gutes Paar werden könntet. Der Alte sah mir dann stets so fröhlich ins Gesicht, und drückte mir so herzlich die Hand. Wenn ich nur reich wäre, wie du! pflegte er zu sagen. Güter allein machen nicht glücklich, Nachbar, antwortete ich ihm wohl; es wird sich Alles fügen. Und wahrlich, Marie, Arnold hat ein Häufchen Kinder, da wird es kleine Theile geben; aber was hätte das gethan? Wenn Wilhelm nur gut wäre . . .

Er war es, flisterte Marie. Gab es im ganzen Dorfe einen solchen Jüngling? So arbeitsam, so sanftmüthig, so verträglich, so menschenfreundlich . . .

O, daß er es noch wäre! unterbrach sie der Greis. Daß manche Leute so böse werden können! Seit seiner Zurückkunft muß er ein ganz anderer Mensch seyn. Denke nur an das Bubenstück bei der Hochzeit Deines Bruders.

Ja wohl! ächzte das Mädchen. Es ist recht abscheulich, daß es in der Welt solche Tücke geben kann. Aber wer weiß; — er sieht doch noch immer aus, wie sonst.

Wer weiß — fuhr der Vater etwas hastig heraus, — so hast Du nun schon oft gesagt. Ist es denn nicht ausgemacht genug? Hätte ich nicht darauf klagen können? Ich wollte es Arnolden nur nicht zu Leide thun. Und gesetzt, es gäbe da noch Zweifel, haben wir nicht Beide mit eigenen Augen das Andere gesehen, den Streich mit der Blume, den Streich mit dem Kürbiß?

Marie schauderte zusammen, wie ein Mensch, dem plötzlich eine wunde Stelle hart

berührt wird. Leider freilich! stammelte sie.

Eine Blume ist etwas Kleines, und ein Kürbiß hat nicht vielen Werth, setzte der Landmann hinzu; und doch könnte sich ein Mensch daran in die Hölle freveln. Ueberlege es also, was ich Welken sagen soll; ich habe mir acht Tage Bedenkzeit ausgebeten. Wenn es seyn könnte . . . Hier im Dorfe ist sonst kein junger Mann für Dich; und von mir ziehen möchte ich dich nicht gern sehen. Aber überlege es reiflich, Du hast Deinen freien Willen. — Und nun gehe in den Garten, Sophie wird nicht wissen, wo Du so lange bleibst.

Das liebe Mädchen strich die Falten aus der Schürze, und hielt die warme Hand vor die Augen, den Thränen und der Röthe zu wehren; denn sie wollte Sophien gern heiter scheinen. Sophie, die Tochter eines Verwandten in einem nicht ganz nahen Orte, hatte Mariens Sinn, und die anhänglichste Liebe ihres unschuldigen Herzens. Jeder Besuch bei einander von Jugend auf war den Mädchen ein Fest gewesen. Jetzt hatten sie

sich in zwei Jahren nicht gesehen; der größte Schatz hätte daher nicht so erfreuen können, als das Glück erfreuete, daß Sophie gestern Nachmittags unerwartet, und noch dazu mit dem Versprechen kam, volle acht Tage bleiben zu wollen. Marie hatte darüber den Kummer, der seit Monathen an ihr nagte, bis auf die Unterredung mit dem Vater beinahe ganz vergessen, und auch jetzt noch empfand sie, wie es ist, wenn ein von Unfällen niedergedrücktes Herz auf etwas recht Werthes sich stützen, wenn eine geängstete Seele in dem Genusse oder der Vorstellung irgend eines theuern Gutes ausruhen und Ersatz finden kann.

Mit freundlichem Gesichte, wenn auch mit beklommener Brust eilte sie in den Garten, wo die Freundinn ihrer wartete. Es war ein schöner lachender Herbstmorgen, der den Geist zu heitern Gedanken, das Herz zu wohlthätigen Gefühlen erhob, so wie die reine Luft alle Sinne und Glieder stärkte. Ein dünner Nebel hatte sich bis auf einen zarten Duft verloren, der den Glanz der Sonnenstrahlen milderte; aus dem gelben und röthlichen Laube

der Bäume tönte das helle Pfeifen der Meisen; auf dem Boden und an den Zweigen schimmerten wie die feinste Seide unzählige Spinnengewebe; und die Pracht der Aster und anderer Herbstblumen, und Alles umher weckte in der Seele mehr die Bilder von eingesammelter Fülle und ruhigem Genusse, als von dem Absterben der Natur.

Darum war auch Sophie gar fröhlich. Mit Gesange, und mehr tanzend, als wandelnd, trat sie Marien entgegen. Endlich kommst Du! rief sie; ich habe Wort gehalten, und nicht allein gepflückt; siehst Du, beide Körbchen sind noch leer. Ein wenig genascht habe ich wohl. Eure Hasselnüsse sind so voll, daß die Schalen bersten möchten, und süß und markig, wie Mandeln. Rasch an's Werk; ich mag gar zu gern etwas abernten. Da hast du dein Körbchen; und nun laß uns sehen, ob hernach Deins oder meins voller seyn wird.

Die beiden Mädchen pflückten und schüttelten, und Sophie trillerte ein Liedchen nach dem andern dazu. Aber Marie war stumm und gehalten; oft ermüdeten ihre Hände im

Sammeln; sie blickte mit Seufzen nach Arnolds nachbarlichem Garten auf der einen, und unruhig nach Welken's Zaune auf der andern Seite; stand dann in Gedanken versenkt, und drehte eine Nuß lange zwischen den Fingern, bis Sophiens Ruf, flink Mädchen, sonst bekomme ich mehr, als Du! und ihre Emsigkeit sie erinnerten, wozu sie unter dem Gesträuche stand. So war es mehrmals gegangen, als Sophiens helles Auge keine Nuß mehr erspähen konnte. Nun laß uns messen, sagte diese scherzend, wer die meisten hat. Ha! mein Korb ist noch ein Mahl so voll, als Deiner! Weißt Du wohl, als wir das vorige Mahl die Nüsse ernteten, da hattest Du mehr, als ich, und lachtest mich aus. Nun lache ich wieder. Aber Du warst auch so säumig, und hast nicht mitgesungen; bei Gesange fördert alle Arbeit besser. Sage, warum warst Du so laß? Sprich, warum bist Du jetzt so ernst? Du schienst mir sonst lustiger. Du bist doch nicht etwa Braut? Dann soll man, habe ich gehört, sinniger seyn, und Blumen und Mädchenspiele nicht mehr so lieben, wie ehemals; darum will ich auch nie Braut werden.

Unaufhaltsam brach eine Thräne aus Mariens Auge, und ein Ach aus ihrer Brust; und augenblicklich stimmte die Freundinn ihre tändelnde Rede in sittigen Ernst, und in Bitten und Fragen der Theilnehmung und Liebe um.

Komm, Gute, erwiederte Marie; Du meinst es ja so treu mit mir, Du sollst mein Leiden erfahren. Hier könnte uns Jemand belauschen; wir wollen auf das Kämmerchen gehen, wo wir schlafen. Ich hätte Dir schon gestern Abends Alles erzählt, aber Du sprachst von lauter vergnügten Festen, da wollte ich Dich nicht traurig machen.

Die Mädchen gingen; Hand in Hand drängten sie sich dicht an einander, und Marie begann mit leiser Stimme: Du kennst Arnolds Sohn, und nanntest ihn bei Deinem letzten Besuche mehrmals meinen Bräutigam.

Sophie. Den schönen, schlanken, gefälligen Wilhelm? Nun? rede!

Marie. Du weißt, wir sind mit einander aufgewachsen, er ist nur zwei Jahre älter, als ich. Als Kind war er so milde, so friedlich, so gut. Schon als Knaben habe ich ihn

viel lieber gehabt, als Welken's ungestümen, muthwilligen, oft boßhaften Heinrich. Als wir größer wurden, brachte er mir Alles, was mir Freude machen konnte. Wenn Jeder meinte, daß noch keine Veilchen da wären, hatte er mir schon einen Strauß zusammen gesucht; die ersten Rosen, Kirschen und Aepfel gab er mir. Er konnte es wohl sehen, daß ich in der ganzen Welt ihn und meinen Vater am liebsten hatte. Und mein Vater schien darüber recht vergnügt zu seyn. Aber nun ist, o Wehe! Alles anders. O, daß der Jüngling nie von hier weggekommen wäre! Vielleicht wäre er noch unverdorben. Der alte Arnold hat mehrere Kinder, und brauchte Wilhelmen zur Arbeit so nöthig nicht, er schickte ihn also vor zwei Jahren zu einem Bruder, der wohl zwanzig Meilen von hier ein großes Gut gepachtet hat, diesem zu helfen, und selbst zuzulernen. Ein Paar Tage vor dem letzten Pfingstfeste kam er von da zurück, noch schöner, und in seinem Thun von außen gerade wie vormahls. Aber im Innern ist es nicht mehr so mit ihm. Ich habe ihn bisher immer vertheidiget; ich sage noch

jetzt manchmahl bei mir selbst, es ist nicht möglich. Wenn ich indessen wieder bedenke, wie hart er mich behandelt hat, so muß ich's doch wohl glauben, was mir Viele, die mich lieben, sagten, daß sein geschmeidiges Wesen nur Tücke und Heuchelei, daß sein Herz böse ist. Ich erschrecke recht davor. Er mag mich vergessen. Wenn ich mir vorstelle, daß er mein Mann wäre, und ein böses Herz hätte, so wird mir immer so schauerlich, wie es mir als Kinde war, wenn von der Hölle erzählt wurde.

Sophie. Er hat Dich hart behandelt, und Du hast ihn nicht beleidigt? Das begreife ich nicht. Er ist böse, und ohne alle Ursache?

Marie. Ursache mag er wohl zu haben meinen. Höre nur! Seit einem Jahre ist mir Welkens Heinrich zu meinem Aerger viel nachgegangen, und seine Aeltern haben uns öfter besucht, als sonst, so daß die Absicht sich leicht errathen läßt. Nun hatte sich um Pfingsten im ganzen Dorfe das falsche Gerücht verbreitet, daß ich Heinrichen nächste Weihnachten heirathen würde. Das mochte

den jungen Arnold nach seiner Zurückkunft aufgebracht haben, wenigstens schien er vom Anfange an so schüchtern. Warum achtete er nicht auf mein Benehmen? Ich that ja doch, denke ich, als er uns gleich in den ersten Tagen besuchte, wie sonst gegen ihn. Etwas blöde war ich freilich wohl; aber kann das anders seyn, wenn man einen jungen Mann in zwei Jahren nicht gesehen hat, und noch nicht weiß, ob er wie ehedem gesinnt ist? Daß es mit Heinrichen nichts sey, ließ ich ihn doch beim Pfingsttanze deutlich genug merken. Heinrich sagte mir, so daß es Wilhelm hören konnte, einen unanständigen Scherz, der ein sittsames Mädchen ärgern muß; ich wurde roth, und wandte mich von ihm. Gleich darauf ging ich mit einigen Freundinnen zu einem kleinen Spaziergange von dem Platze. Ich warf meinen Sonnenhut dahin, wo ich gesessen hatte. Als wir zurück kamen, lag in demselben ein schöner Strauß von Aurikeln, goldenem Lack und Spike. Er ist von Heinrichen, flisterte eine Frau mir zu. Ich nahm den Strauß, sah Wilhelmen und Heinrichen an, und warf die Blumen mit einem verächt-

lichen Blicke weg, den Heinrich durch seine schamlose Rede verdient hatte. Sprich, konnte ich Arnolden verständlicher sagen, wie ich mit Welken stand? Aber Arnold blieb schüchtern, und besuchte uns nicht wieder. Daß er aber so tückisch seyn könnte, hätte ich nicht gedacht. Stelle Dir vor. Einen Monath nachher hatte mein Bruder mit Richters Hannen Hochzeit. Hanne war immer lustig, und munter, und flink zum Tanze, aber doch stets unschuldig und tugendhaft gewesen. Nun denke! In der Nacht vor der Hochzeit war von ihrem Hause bis zur Kirche Häckerling gestreuet. Die Schmach pflegen böse Leute doch sonst nur frechen und liederlichen Dirnen anzuthun. Und wer hatte das gethan? — Ach! Wilhelm, heißt es.

Sophie. Entsetzlich!

Marie. Ja, entsetzlich; und doch — überlege nur: Richters Haus ist wenige Schritte von der Kirche; auf dem Wege dahin lag der Spreu ziemlich viel; aber auch von der Kirche bis zu Arnolds Hause fand sich hier und da etwas, und vor seiner Thür wohl eine halbe Hand voll. Auch hatte ihn ein Mann

gegen Mitternacht von der Kirche herschleichen gesehen. Wir waren Alle fast außer uns. Das soll Rache seyn, sagte mein Bruder, weil er fürchtet, du heirathest Welken. Der Richter und mein Vater wollten klagen; aber um des redlichen alten Arnolds willen, der gewiß nicht darum wußte, unterließen sie's. Kurz darauf ging Wilhelm in ein benachbartes Dorf zu seiner Mutter Bruder, der krank war, ihm bei der Heuernte zu helfen; und sein böser Streich wurde vergessen. Nach vierzehn Tagen kam er zurück, mir einen eben so schlimmen Streich zu spielen.

Sophie. Es läuft mir kalt über den Leib; — sollte wohl . . .

Marie. O wehe mir! Was nun kommt, habe ich mit eigenen Augen gesehen. Dort auf dem Beete gegen die Stelle, wo man über Arnolds Mauer bequem in unsern Garten sehen kann, war eine Pflanze empor gewachsen, die Niemand, dem ich sie zeigte, kannte. Wir waren neugierig, was daraus werden würde. Sie ward mehr als zwei Ellen hoch, und an dem Stängel zeigte sich eine Blumenglocke über der andern bis an die Spitze.

Wohl drei Mahl des Tages ging ich hin, ob die Blume nun aufgeblühet sey. Endlich öffnete sich die unterste Glocke. Ich hatte nie ein glänzenderes Roth erblickt, und war vor Freuden außer mir. Auch Andere ergetzten sich an ihrer Pracht. Eines Abends, als die meisten Glocken schon in voller Schönheit waren, bewunderte noch mein Vater und der alte Richter mit mir das Gewächs. Morgen will ich sie mir vor die Brust stecken, sagte ich; wenn ich dann in die Kirche gehe, sollen sich die Mädchen wundern, und fragen, woher ich die seltene Blume habe. Vor dem Niederlegen schauete ich hernach hier hinter dem Kammerfenster nach dem Garten hinab. Der Mond schien so hell, daß man Alles deutlich erkennen konnte. Siehe, da war Wilhelm auf seiner Mauer, und schnell in unsern Garten nach der Blume hin, und dann schnell wieder hinüber. Am Morgen eilte ich hinab; ach! die Pflanze war mit der Wurzel ausgerissen, und fortgetragen. Du starrst mich an, als begriffest Du die Tücke nicht, die einem Andern ein unschuldiges Vergnügen verdirbt; o, es war noch nicht die letzte. Gerade vor vierzehen

Tagen, am ersten des Septembers, an meinem Geburtstage, den er recht wohl wußte, an welchem er mir sonst immer liebe Gaben spendete, fügte er mir noch eine Kränkung zu. An Arnolds Mauer hatte ich eine Kürbißstaude, die nur zwei Früchte trug. Die eine von erstaunlicher Größe lag oben auf der Mauer, die andere kleinere unten zwischen dem Laube. Sieh doch, sagte der Vater, der im Garten neben mir ging, was steht denn an dem Kürbiß? und zeigte auf den kleinen. Leicht erkannte ich meinen und Heinrich Welkens Nahmen. Der Zaun ist niedrig, und er hatte da leicht herschlüpfen können. Ich wollte, sagte ich, daß der Narr den Kürbiß lieber abgeschnitten, als durch seinen Nahmen verschimpft hätte; und freute mich desto mehr des anderen unverletzten. Ich ging in das Haus, und der Vater auf einen Boden. Er schauet da von ungefähr durch ein Dachloch, und erblickt, o rathe, was? Wilhelm steigt empor, spähet lauernd umher, schneidet den Kürbiß ab, und trägt ihn hastig fort. An meinem Geburtstage! — Habe ich nicht Recht? Wilhelm ist nicht mehr der Vorige, und meine Liebe ist betrogen!

Marie

Maria weinte bitterlich, und Sophie weinte mit ihr, und versuchte sie zu trösten. Noch bey Tische waren die Mädchen, wie der Alte, ernst, und sprachen wenig. Nachher ging der Vater in das Feld, und Sophie, um einige Bekannte zu besuchen, in das Dorf. Marie aber saß einsam in traurigem Nachsinnen da, die Eine Hand sank mit dem Strickstrumpf an ihrer Seite nieder, und die andere stützte ihr holdes schweres Haupt. So in tiefen Gedanken, Jungfer Mariechen? rief unerwartet eine wohl bekannte dürftige Alte, die in diesem Hause manche Wohlthat genoß; setzte den Korb, den sie auf dem Rücken hatte nieder, und plauderte lange von Diesem und Jenem. Ich muß wohl wieder gehen; sagte sie endlich, indem sie ein Tuch, das oben in dem Korbe lag, langsam abnahm. Da war ich heute früh, fuhr sie fort, hier bei Arnolds. Auf dem Schranke stand ein schöner blanker Kürbiß. Das ist ja ein seltsam großes Stück, sprach ich. Ja, sagte Wilhelm Arnold, der allein in der Stube geblieben war, Ihr eßt ja gern Kürbiß, wollt Ihr ihn haben? und dabei sah er so verstört aus, ich weiß nicht,

wie. Den esse ich wohl, war meine Antwort. Schnell sprang der junge Mensch empor, und reichte mir ihn mit den Worten: Geschwinde, nehmt ihn hin, damit er mir nur aus den Augen kommt! Es wäre doch Schade, ihn zu schlachten, dachte ich; ich will ihn Mariechen bringen. So auf dem Schranke läßt ein Kürbiß gar hübsch; ich habe keinen Schrank, ich habe nur eine Lade.

Mit diesem Geplauder setzte sie den Kürbiß auf den Tisch, wünschte einen guten Abend, und ging. Im ersten Augenblick hatte Marie den Kürbiß für den ihrigen erkannt, und sie zitterte eine lange Weile, ehe sie an der Seite, die auf der Mauer gelegen hatte, Wilhelm Arnolds und ihren Nahmen neben den Worten: Am 12ten August, von einem zierlichen Kränzchen eingeschlossen, erblickte. Sie erstaunte, und versank in Fragen und Zweifeln. Am 12ten August? dachte sie, das ist ja sein Geburtstag; habe ich ihm da nicht noch vor drei Jahren ein himmelblaues Band mit goldenen Blumen um den Hut geschenkt? Am zwölften August, nachdem er mich zwei Mahl vorsätzlich betrübt hat, schnitzt er seinen

und meinen Nahmen in den Kürbiß; da wäre er mir ja wohl an dem Tage noch gut gewesen? — Wenn er mich liebte! — Und am ersten September schneidet er den Kürbiß ab. Was heißt denn das? Wie ist mir? Wer erklärt mir denn das Räthsel?

Da stand die Holde Betroffene mit dem Zeigefinger an der Stirn, konnte sich aus dem Gewirre ihrer Vermuthungen, Besorgnisse, Hoffnungen und Wünsche nicht finden, und aus allen nur den Einen bestimmten Gedanken herausbringen, daß sie den Zusammenhang nicht zu ahnden vermöge. Sie stand, sie setzte sich, ging auf und ab, und sann. Dann legte sie den Kürbiß in das offen stehende Fenster, trat mit ineinander geschlagenen Armen ein Paar Schritte zurück, und sann. Dann eilte sie wieder vorwärts, die eingegrabene Schrift, die nach außen gekehrt war, nach sich herum zu wenden, und wälzte den Kürbiß. Und der Kürbiß stürzte aus dem Fenster, rollte auf der Straße dahin, und lag plötzlich — vor Wilhelms Füßen. Der Jüngling, der gerade vorüber gehen wollte, fuhr zusammen; erstaunt und erschrocken, hier den Kürbiß wie-

der zu finden, hob er ihn auf, blickte angstvoll und liebevoll nach dem Fenster, sah die verlegen dastehende Geliebte, und sein bescheidener Gruß, die Wehmuth in seinen Augen, das Flehende auf seinem Gesichte und in seiner ganzen Stellung, und ein Paar verworrene, nur gestammelte Worte sagten ihr ein Etwas, das in gewöhnlicher Sprache lauten würde: Zürne nicht, daß ich die Braut noch liebe! Wäre mir eingefallen, daß es dich beleidigen würde, ich hätte meinen Nahmen nicht neben den Deinen geschrieben. Aber vergib mir, und fürchte nichts; ich will Dir, wenn Du Frau bist, nie wieder zu verstehen geben, daß ich Dich nicht vergessen kann, und, wenn Du glücklich bist, mich freuen. Ihr Blick voll Huld und Mitleid überzeugte ihn, daß sie ihn verstand. Darf ich den Kürbiß hineinbringen? fragte er. Ihr sanft sich senkendes Haupt und ihr freundliches Schweigen erwiederten: Du darfst! — Und nach einem Augenblicke setzte der Jüngling den Kürbiß vor ihr auf den Tisch, und wiederhohlte aus überströmendem Herzen und mit nassen Wangen seine Bitten um Verzeihung. Ich bin recht elend, sagte er

seitdem ich denke, Du zürnst auf mich, liebe Marie. Liebe Marie, sprichst Du? antwortete das Mädchen; wenn ich Dir das wäre, hättest Du wohl so mißtrauisch und — o Gott! so tückisch gegen mich seyn können?

Wilhelm. Tückisch? O, liebe gute Marie, hast Du mich nicht schon gekannt, da wir als Kinder mit einander Gänseblümchen auf dem Anger pflückten, und Ketten aus Kuhblumen flochten? Hat uns nicht der Pfarrer zusammen in der Kirche vorgestellt? Wann hast Du da je Tücke an mir gesehen? Aber so wolltest Du auch nicht sagen; Du meintest nur meine Blödigkeit. Und mißtrauisch nennst Du mich? Ist man wohl mißtrauisch, wenn man schüchtern und beklommen nicht den Muth hat, zu reden, weil man von allen Leuten hört, daß ein anderer vorgezogen, weil man selbst sieht, daß man verschmähet wird? Hast Du es mir nicht selbst gesagt, daß Du meinen guten Willen verachtest.

Marie. Ich? Wilhelm, ich?

Wilhelm. Denke nur zurück. Sahest Du nicht beim Pfingsttanze auf Heinrichen und auf mich, und warfst dann meinen Strauß so höhnisch zur Erde?

Marie. Deinen Strauß? vergib mir! Deinen Strauß? Die Schmidten lispelte mir ins Ohr, er sey von Heinrichen.

Wilhelm. Ich hatte ihn in Deinen Hut gelegt. So wäre ich Dir ja doch wohl nicht zu schlecht? So hättest Du mich ja wohl noch ein wenig lieb?

Marie. Ueber Alles, Bester, ewig! — Aber nein, nein, erst muß Alles heraus. Wilhelm, — bei der Hochzeit meines Bruders — wer hatte den Häckerling gestreuet?

Wilhelm. Wenn ich den Buben wüßte! — Erst vor kurzem habe ich gehört, und mir war, als sollte ich versinken, daß Mancher mich im Verdacht hatte. Und auch meine Marie hätte das mir zugetrauet? — Sieh, ich kam von der Mutter Bruder, der am Fieber nieder lag, spät aus Nauendorf. Es mochte elf Uhr seyn, der Mond war untergegangen, und es war ziemlich dunkel. Indessen bemerkte ich den Unfug. Ein schmaler Streifen Häckerling lag von des Richters Hause bis zur Kirche. Was sollst du Lärmen machen, und die Leute kränken? dachte ich; du willst es selbst wegschaffen. Ich raffte das Zeug zusammen, steckte es in die

Tasche, und warf es zu Hause weg. Leider war doch genug liegen geblieben. Als ich am folgenden Morgen in die Kirche ging, sah ich mit Schrecken an unsrer Thür und auf dem ganzen Wege einzelne Hälmchen. Ich untersuche meine Tasche, und ein kleiner Riß in derselben zeigte mir, woher die Hälmchen kamen. Bist Du nun ruhig, und mir gut?

Marie. Bidrer, redlicher Wilhelm! Aber warum hast Du meine schöne Blume ausgerissen?

Wilhelm. Das mußte ich, und wenn sie noch viel schöner gewesen wäre. Der Himmel weiß, wie das Gewächs in Euern Garten kam. Hier kennt man es gar nicht. Aber in der waldigen Gegend, wo meines Vaters Bruder wohnt, ist es sehr gemein. Die Pflanze ist giftig, und heißt purpurrother Fingerhut. Man hatte mir dort erzählt, daß ein Mädchen von einem Strauße solcher Blumen sehr krank geworden war. Ich hörte hinter unserer Gartenmauer Deinen Vorsatz, am folgenden Morgen Deine Brust damit zu schmücken. Sogleich wollte ich zu Euch; ich getraute mich nicht, und als der alte Richter von Euch ging, war es

schon zu spät. Meine Angst war unbeschreiblich. Morgen, dachte ich, athmet Marie aus dem, was ihr so lieblich scheint, Krankheit oder den Tod ein: und sprang in Euern Garten, und riß die Pflanze aus.

Marie (mit Thränen in den Augen). Wie soll ich Dir danken, Du Treuer? Lebenslang will ich Dir treu seyn; und wenn Du je betrübt oder krank bist, so will ich Dich trösten und verpflegen, wie ich kann. Nach dem Kürbiß mag ich nun nicht einmahl fragen.

Wilhelm. O, das war mir eine harte niederbeugende Kränkung! — Und doch glaube mir, nicht sowohl aus Zorn, als vor Angst und Gram darüber, daß ich Dir so ganz verworfen geworden war, nahm ich ihn ab, weil ich die Worte, die ich Dich Deinem Vater sagen hörte, nicht verschmerzen konnte: Ich wollte, daß der Narr den Kürbiß lieber abgeschnitten, als durch seinen Nahmen verschimpft hätte!

Marie. Ach, vergib mir meinen schuldlosen Fehler! Du warst nicht gemeint. Ich wußte ja nicht einmahl, wie Du diesen Kürbiß geziert hattest. Ich sprach von einem andern, auf welchem Heinrichs Nahme stand. Und nun

hege keinen Groll gegen mich, daß ich so argwöhnisch seyn konnte. Warum sagen sichs doch rechtliche Menschen nicht gleich, wenn sie an einander irre werden? Warum tragen sie ihr Mißtrauen verschlossen mit sich herum? Nun kenne ich meinen frommen, redlichen Wilhelm erst ganz; nun bist Du mir noch unendlich theurer, als sonst; und so theuer bleibst Du mir bis in den Tod. Wie wird sich der Vater freuen, wann er kommt, und Alles erfährt, und von Herzen sprechen kann: Gottlob, Du bist unschuldig, Wilhelm!

Gottlob, Du bist unschuldig, Wilhelm! rief der hereintretende Vater. Ich vernahm im Hause Deine Stimme, und blieb verwundert vor der Thür stehen, und weiß nun Alles. Gottlob, Du bist unschuldig, o mein Sohn. Mit diesen Worten umfaßte er die Liebenden, und vermochte vor Rührung kaum noch zu sagen: Meine Kinder, seyd glücklich!

Indem kam auch Sophie zurück. Mit emporgestreckten Händen jauchzte ihr Marie in den Armen des Vaters und des Bräutigams entgegen: Eile Sophie, eile herbey, und höre, wie glücklich wir sind!

XVI.

Bürgertugend.

Der Tagelöhner Steller aus einer hübschen Stadt eines benachbarten Landes, trat in den Gasthof des Fleckens Wallstädt, reichte dem Wirthe einen Brief, und berichtete dabey zusammenhängend und verständig, was er zu bestellen hatte. Der Wirth von Wallstädt, welcher ihn kannte, weil er zum öftern schon als Bote bei ihm durchgekommen war, hatte ihm nehmlich am vorhergehenden Tage einen Brief nach dem Orte, wohin er ging, mitgegeben, nnd war nun recht vergnügt über die vernünftige Ausrichtung seines Auftrags. Er hieß den armen Boten sich setzen, und ein erquickendes Mittagsessen erwarten, und fragte nach dem Wege. Steller beschrieb diesen, und setzte zuletzt hinzu: Das muß wahr seyn, in unserm

Lande sind die öffentlichen Straßen besser angelegt, und werden sorgfältiger erhalten, als in diesen Gegenden.

Wie so? fragte der Wirth.

Der junge Mann setzte seine Gründe mit so hellem Blicke auf die Beschaffenheit des Bodens, und so durchaus richtig auseinander, daß auch ein Baumeister mit ihm hätte zufrieden seyn müssen.

Der Wirth. Hätte ich doch nicht gedacht, daß ihr vom Straßenbaue so viel versteht.

Steller. Viel ists nun wohl eben nicht, was ich davon weiß. Aber ich denke, jeder Mensch muß auf das, was sein Vaterland hat, und auf das Gute desselben achten. Man ist, wenn man das kennt, zufriedner, wo man ist, und thut, was man zu thun hat, mehr von Herzen. Thörichte Kinder halten immer das, was andern gehört, für schöner als das ihrige, und darüber genießen sie das nicht recht, was sie besitzen. So sollte es, meyne ich, der erwachsene Bürger eines Landes nicht machen. Damit will ich indeß keineswegs verachten, was hier ist. Vielleicht haben Sie manches andre besser, als

wir, und ich glaube, wo es auch sehr gut steht, wird man doch stets etwas verbessern können; und nach und nach wirklich verbessern.

Der Wirth las jetzt den gebrachten Brief von neuem, legte ihn mit heiterm Gesichte zusammen, rief in die Küche, daß dem Manne Essen gebracht werde, und drückte ihm einen reichlichen Botenlohn in die Hand.

Steller empfing das Geld sehr freudig und bemerkte bescheiden, daß es für eine so geringe Mühe eigentlich zu viel sey. Da habe ich, sagte er, ganz unverhofft einen schönen Nebenerwerb gehabt, und dadurch ist mir mein Gang für unsre Armenanstalt schon vergütet.

Der Wirth. Wie meynt ihr das? müßt ihr den Gang umsonst thun?

Steller. Ich muß gerade nicht; aber ich denke, es ist gut. Sehen Sie, wir haben eine Armenanstalt, die jedem Dürftigen grade so viel zu Hülfe gibt, als er nicht mehr zu erarbeiten im Stande ist, und durch die der Kranke in seinem Bette, und der Greis, der nicht mehr fort kann, außer zum Grabe, Pflege, Arzney und Erquickung empfängt, daß er sich auch noch freuen mag der Erde Gottes, der die Na-

ben speist. Da dachte ich nun bey mir: die Anstalt ist eine gar löbliche Sache, und wer weiß, ob nicht einmahl auch deine Witwe und deine Waisen von ihr Gaben erhalten. So habe ich mich denn entschlossen, jährlich ein Paar Tage nicht für mich zu arbeiten, sondern was ich verdiene, an die Anstalt zu geben, wenn es auch wenig ist.

Der Wirth. Ey! warum thut ihr das? das verlangt ja wohl keiner von euch?

Steller. O nein, es hat mir wahrlich noch niemand etwas abgefordert. Aber wie gesagt, ich denke, es ist gut. Eine Biene mag auch wohl nicht viel Wachs und Honig in dem Stocke bereiten, allein wenn jede Biene dächte, was Du bringst, wirds nicht ausmachen, so käme doch weder Wachs noch Honig in die Körbe. Darum hat es Gott auch der Biene eingegeben, daß sie thun muß, was nützlich ist. Und der Mensch, der Vernunft hat und wollen kann, was gut ist, sollte diß nicht mit schöner Freiheit thun, und sich von der gedankenlosen Biene übertreffen lassen? Darum denke ich, jeder brave Bürger sollte zu allen löblichen Dingen behülflich sein, wie er es vermag. Gilt

doch vor Gott und vor dem Gewissen ein Pfennig so viel, als ein Thaler, wenn man nicht mehr als einen Pfennig zu geben hat. Und viele Pfennige machen doch auch einen Thaler. Ich habe es so berechnet: Glauben Sie, wenn alle Leute meiner Art jährlich nur einen Tag für die Armenanstalt arbeiteten, es könnte dadurch mancher Hungrige gesättigt, manche Thräne getrocknet werden.

Indem ward das Essen aufgetragen: Steller genoß froh und dankbar und wollte dann seines Weges gehn. Der Wirth, der mit dem Boten wohl zufrieden war, und neben seinem Hauptgewerbe noch einen kleinen Handel trieb, schloß einen Schrank auf, hohlte ein Päckchen guten Tabacks heraus, nnd reichte es dem Manne mit den Worten: da nehmt! so habt ihr ihn bey euch nicht.

Steller. Nein Herr, ich danke, ich danke sehr.

Der Wirth. Warum denn; raucht ihr nicht?

Steller. Das wohl. Allein wir haben ein Gesetz, das uns verbietet, fremden Taback einzubringen.

Der Wirth. Nun das Päckchen könntet ihr ja wohl verbergen.

Steller. Das könnte ich leicht. Aber wie ich sage, es ist gegen das Gesetz. Und ich denke es ist eines edlen Bürgers unwürdig, etwas verstohlen zu thun, und Unordnung, Unfriede und Unsegen kommt unter das Volk, in welchem es sich Viele erlauben, über das Gesetz zu springen, oder sich hinter demselben wegzustehlen. Wenn das nicht noch so oft geschähe, es müßte anders aussehen in der Welt. Wahrlich ein Volk, das an den Verfügungen, die die Weisheit machte, mit Kraft und einem Willen hinge, und unverrückt darüber hielt und sie durchsetzte, müßte, wenn es auch nicht reich und groß wär, stark und fest und sicher seyn, und die andern Völker müßten Ehrfurcht für dasselbe haben.

Der Wirth. O das Päckchen ist ja der Rede nicht werth, da nehmt.

Steller. Nein, Herr. Wenn ich das Recht hätte, das Gesetz zu übertreten, hätte es da nicht jeder? Wie dann? — Und welchen Schaden stiftete ich, wenn ich ergriffen würde? Trüg ich nicht etwas dazu bey, daß

das Zutrauen der Obrigkeit zu den Bürgern vermindert würde? und sollen nicht Vorgesetzte und Untergebne sich auf einander verlassen können, wie auf sich selbst? Sollen nicht die Regierenden, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, auf die Regierten wie auf einen Felsen bauen und gewiß seyn können, daß kein Gold und keine Ehre, kein Vortheil und keine Versprechung die braven Bürger untreu gegen Ordnung, Frieden und allgemeines Wohl machen kann? Wo es noch nicht so steht, da sollte es so werden. — Ich meyne, es ist mit einem ganzen Lande, wie mit einer Haushaltung. Sehn Sie Herr, ich liebe meine junge Frau wie mein Leben. Wenn sie an einem heißen Aerntetage krank läge, den letzten Trunk Bier wollte ich meiner lechzenden Zunge, den letzten Bissen Brots meinem Hunger entziehen und ihr eine Suppe davon kochen. Aber trauen muß ich ihr auch können. Wenn ich erführ, daß sie etwas hinter meinem Rücken zu ihrem Nutzen und zu meinem Schaden triebe, ja da würde sich mein Herz von ihr abwenden. Auch hat mir einmahl ein erfahrner Mann, der die Menschen lange beobachtet hat, gesagt, wenn in einem

Hause

Hause jeder nur auf sich dächte, und um seinetwillen den andern betröge, so ging nicht allein die ganze Wirthschaft rückwärts, sondern es rissen auch allerley Laster ein, und die Kinder würden gewöhnlich böse Menschen. Der Mann setzte dann noch hinzu: Mit Ländern und Völkern verhält es sich eben so. Drum sollten Obrigkeiten und Unterthanen einander lieben und zu beglücken suchen wie Brüder und Brüder, Gatten und Gatten, Eltern und Kinder, und das höchste Zutrauen zu einander haben. — Wer aber das Gesetz übertritt, der stört dieß Zutrauen.

Der Wirth. So glaubt ihr wohl gar, daß ihr jedem Gesetze gehorchen müßtet?

Steller. Ich weiß nicht Herr, ob ich Sie recht verstehe. Wenn mir das Gesetz etwas Unmögliches beföhl, so könnte ichs nicht erfüllen, und wenn es mir etwas gebőt, was Sünde ist, so dürfte ichs nicht befolgen, weil man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen. Aber von solchen Gesetzen habe ich noch niemahls gehört.

Der Wirth. Kann denn aber ein Gesetz nicht drückend für die Leute seyn?

Steller. Manchmal scheint es auch nur so. Da fällt mir Folgendes ein. Als wir den schönen Frieden wieder bekamen, nnd gewiß die meisten in der Stadt wie ich dem Gott des Friedens für seine herrliche Gabe auf den Knien gedankt hatten in Demuth des Herzens, arbeitete ich bey einem Manne, der im Kriege aufgekauft und gehandelt und viel erworben hatte. Ich mag es nicht nachsagen, wie der Mann den Frieden lästerte und verwünschte. Ich dachte, es sey Sünde, den Unverstand nur mit anzuhören und ging weg. Nun meyne ich, manche Gesetze, die für die Meisten nützlich sind, können doch einigen unangenehm seyn. Die müssen sich denn aber drein geben, wenn sie nicht seyn wollen wie der eigennützige Mann, von dem ich eben sagte. Sollte indeß ja einmahl etwas gegen die Absicht der Obrigkeit für die Meisten oder für Alle drückend werden, so habe ich das gute Zutrauen, wovon ich sprach, daß sie dann ein Einsehen haben und dem Uebel abhelfen würde.

Der Wirth. Wenn sie das aber nicht thät, wenn sie unweise und hart wäre?

Steller. Nun dann würde ich denken, wenn andre ungerecht sind, so darf ich darum nicht auch unrecht thun. Ich würde denken, es lebt über uns allen ein Gott, der nicht will, daß einer seiner Menschen, und wenn es der Kleinste wär, gedrängt und geplagt werde; der nicht will, daß der Arme in der Hütte, der sein Brot im Schweiße seines Angesichts ißt, dieß Brot auch mit Thränen des Kummers befeuchte; der aber auch nicht will, daß irgend einer die Ordnung und Ruhe und das schöne verständige Zusammenseyn der Menschen störe. Ich würde an meine Brust schlagen, gen Himmel schauen und zu mir selbst sprechen: Traue auf den, unter welchem die Könige und Fürsten sowohl als die Knechte und Tagelöhner stehn traue anf den, der gerecht richtet, und hoffe auf ein künftiges Leben. So würde ich dann denken. — Gott Lob, daß ich nicht nöthig habe, mich so zu trösten, und mit meinem Lande und mit meiner Obrigkeit zufrieden seyn kann. — Aber die Zeit geht hin, ich habe noch 4 Stunden zu wandern, leben Sie wohl. Leben Sie recht wohl!

Jetzt trat ein ältlicher sehr reicher Guts-

besitzer, der am andern Ende der Stube gesessen und dem Scheine nach eifrig in einem Zeitungsblatte gelesen, aber alles von Wort zu Wort gehört hatte, herzu, und sprach: Halt junger Mann, es freuet mich, daß ihr mein Landsmann seyd, ich wohne ein Paar Meilen hinter eurer Stadt. Ihr seyd arm, wie ich höre; hättet ihr wohl Lust euch vorwärts zu bringen?

Steller. Ob ich Lust hätte? o ja, von Herzen. An mir solls nicht fehlen. Sehn Sie, wir wohnen noch zur Miethe, aber seitdem ich mein Weib habe, sparen wir, um uns ein Hüttchen zu kaufen, und ich denke, wenn ich gesund bleibe, solls in einigen Jahren möglich werden. Das Seinige zu erhalten, zu bessern und zu mehren, rüstig zur Arbeit, wach und anstellig im Geiste, fein früh heraus und spät munter zu seyn, sich für das Alter ein warmes Kissen zu bereiten und den Kindern ein reiches volles Plätzchen zu lassen, wo man selbst nur eine harte leere Stätte fand, das wehren weder Gott noch Menschen.

Der Alte. Recht so! könnt ihr lesen und schreiben?

Steller. Das wollt ich meinen, ja.

Der Alte. Und rechnen?

Steller. Was man so im Hause gebraucht, mehr freylich nicht. Wenn mich einer anwiese, lernen wollte ichs wohl.

Der Alte. Dazu könnte Rath werden. Hört: Ich habe unter andern ein kleines Gütchen, das ich nicht oft bereise. Da brauche ich einen verständigen und rechtschaffenen Mann zur Aufsicht. Das seyd ihr. Wie wär es, wenn ich euch auf meine Kosten in allem Nöthigen unterrichten ließ und euch nach einem halben Jahre gegen die Zeit der Aernte auf den Hof setzte? Ihr hättet da mit eurer Frau eine hübsche Wohnung, ihr solltet nicht über mich zu klagen haben, und vielleicht könntet ihr künftig einmahl selbst etwas unternehmen.

Der junge Mann zitterte und weinte vor Freuden, der Alte besprach Alles freundlich mit ihm, bis ihm sein Kutscher meldete, daß angespannt sey, — und mit welcher Wonne Steller zu seiner Heymath und zu seiner Gattin eilte, vermag ich nicht zu beschreiben. Nicht sehr lange hatte er treu und treflich das Gütchen verwaltet, als es ihm der reiche

Greis, der sein Alter geschäftefreyer machen wollte, in Pacht überließ. Segen folgte Stellern auf dem Fuße nach, seine Einsichten wuchsen, weil er geiziger nach Kenntnissen war, als der Geizigste nach Gelde, seine Scheuern füllten sich, sein Vieh gediehe, und seine Kasten wurden schwerer.

Es ist nun zwanzig Jahre her, als er die Unterredung mit dem Wirthe von Wallstädt hielt. Jetzt ist er ein begüterter Amtmann und noch so rechtschaffen, wie er als Bote war. Für kein Rittergut würde er niedrig schmeicheln, und für keine Krone einem Unrecht thun.

XVII.

Die Jugendfreunde.

Völlig in Bereitschaft zu einer kleinen Lustreise saß der Pfarrer von Linderode bey einem Buche, indeß seine Gattin und seine erwachsene Tochter Sophie noch in allerley Beschickungen, wie sie ein erwarteter Besuch fordert, und in den Bestellungen für den Tag ihrer Abwesenheit hin und her eilten. Die jüngern Kinder aber, ein Paar Knaben und ein kleines Mädchen liefen von der Ungeduld gejagt, hinaus und herein, auf und ab, an das Fenster, auf den Hof, und vor das Haus auf die Straße bis um die nächste Ecke, um zu sehn, ob der Fuhrmann mit dem Wagen nicht endlich käm. Der Anspänner ans dem Dorfe, welcher seine Pferde vor des Pfarrers

Kutsche gab, hatte das bejahrte Gebäude, das alle Ungefügigkeit und alle Gebrechen des hohen Alters hatte, schon mit Tagesanbruch zum Stellmacher uud zur Schmiede gebracht, und blieb nun, weil sich manche unbekannte Schaden an dem lange nicht gebrauchten Wagen offenbarten, einige Stunden länger aus, als es in der Pfarrwohnung berechnet war.

So saß denn auch die Mutter und harrte; und wie diese saß die liebliche Sophie mit den Handschuhen in den Händen nnd harrte. Die Gute ließ ihrem unbefangenen Sinne keinen Gedanken daran einkommen, wie sie heute durch ihre Schönheit unter den unzähligen Gästen des benachbarten Städtchens hervor glänzen, wie man von fern und nahe auf sie hinwinken und zeigen, wie mancher Jüngling das Bild der Unbekannten lange in seinem Herzen bewahren, und wie man noch nach mehrern Wochen zu ihrer Bezeichnung das schwarze Sammetband, welches ihr blondes Haar zusammen hielt, und das dunkelfarbige seidene Tuch, auf welchem es schwamm, und ihren ganzen einfachen und doch anziehenden Putz anzugeben wissen werde. Freundlich re-

dete sie dem unruhigen Geschwister zu, und täuschte den Verdruß desselben über das Säumen des Fuhrmanns durch bereitwillige Beschreibung dessen, was der Markt für das Auge und Ohr verspreche.

Es ist recht schön, rief der älteste Knabe, daß wir einmahl zu Markte fahren, ich habe es immer gewünscht. Endlich geschiehts nun. Und dann fährt mein Pathe, der Amtmann, mit zu uns her. Das soll eine Lust seyn! ich freue mich so, wenn uns einer besucht, zumahl der Amtmann. Er hat mir immer etwas mitgebracht. Wir sollten nur hübsch alle Jahre zu der Messe in die Stadt reisen. —

Du hast recht, sagte Sophie mit sanftem Lächeln, nicht wahr, lieber Vater, künftig thun wir es. Es ist ja nicht viel über eine Meile von hier, der Prediger Müller hat Sie mehrmahls eingeladen, und weil jährlich nur der eine Markt in dem Städchen ist, so ist es dann immer recht lebhaft und bunt da. Freylich Sie lieben das Getümmel nicht: es sind nun fünf Jahre, daß wir da waren, grade an meinem vierzehnten Geburtstage.

So lange ists, erwiederte der Vater, und ich wär auch heute schwerlich hingekommen, wenn mir nicht mein alter Schulfreund der Amtmann Röding geschrieben hätte, daß er auch da seyn, und auf einige Tage mit zu uns herfahren wolle. Das bringt mich hinüber. So geht es: In dem Drange der Berufsgeschäfte darf oft selbst die Freundschaft nicht zum Worte kommen. Wir wohnen kaum drey Meilen weit auseinander, und haben uns in zwey Jahren nicht gesprochen. Auch vorher ist er nur bey Durchreisen auf wenige Stunden, und seit sechs Jahren nicht einmahl zu einem längern Besuche hier gewesen. Ich sollte ihn wohl schelten; aber er hat allerdings ein beschwerliches Amt in Altstädt. Ich sehe es an mir, wie es ist, ich kann mich auch selten losreißen. Darum sollen mir die Tage, die er uns schenken will, eine Zeit des köstlichsten Genusses seyn. Ihr habt doch zu seiner besten Bewirthung alle Anstalten gemacht?

Die biedre Frau beantwortete diese Frage mit der Tochter zusammen umständlich und zu seiner Zufriedenheit.

Indem ertönte aus der Ferne ein Geras-

sel. Die Kinder stürzten hinaus, und stürzten wieder herein mit den Worten: die Kutsche kommt, die Kutsche kommt! die sie mit einem Gefühle von Wichtigkeit ausstießen, mit welchem bey dem prachtvollsten Aufzuge kaum der Ruf erhoben werden kann: der König kommt!

Unter mancherley Scherzen und hülfreicher Emsigkeit der Kleinen, die sich jubelnd und etwas besorgt über die Enge der Plätze herbeydrängten, ward nun die Kutsche bestiegen. Fröhliches Gespräch, in welchem Rödings Erwähnung den Pfarrer oft auf seine Jugendjahre zurückbrachte, Fragen der Kinder und Beantwortung derselben, Bemerkungen über das heitre Herbstwetter und einige Bedenklichkeiten über den Wolkendamm im Abende, welchen ein gelinder feuchter Wind langsam herüberwälzte, beschäftigten die Zusammengeschichteten auf dem angenehmen Wege durch Felder, Wiesen und Gebüsche. Vergnügt erreichten die Erwachsenen das Städtchen, indeß die Knaben ungewiß waren, ob die Ankunft oder das Fahren besser sey. Wohlgemeyntes Willkommen von den Lippen

des Wirthes und der Gäste, und die herzlichsten Umarmungen des schon früher eingetroffnen Amtmanns wurden nun dem ganzen Häuflein und besonders dem Pfarrer von Linderode zu Theile.

Bald nachher ging die ziemlich zahlreiche Gesellschaft zu dem wohlbereiteten Mahle, wie man es in kleinen Städten an Markttagen für gern gesehne Gäste veranstaltet, und nicht zum Verdrusse der Wirthinn verglich Mancher die Fülle desselben mit einem Kindtaufschmause. Der Pfarrer von Linderode und Röding erhielten ihre Plätze neben einander und jeder kam dahin, wo er sich gern sahe. Zwey volle Stunden saß man bey Tische, denn nicht bloß gute Speisen, sondern mehr noch gute Reden, unterhaltende Erzählungen und harmlose Scherze hielten die sämmtlichen Genossen länger auf den Stühlen. Manches Ereigniß aus der unvergeßlichen Jugendzeit ward ins Gedächtniß zurückgerufen und mancher Schulfreund ward erwähnt. Vorzüglich sprach Röding und sein Nachbar viel von dem weit entfernt wohnenden Prediger Wolmann, von seiner Treue, von seinem immergleichen Sinne, von

seinen belustigenden und niemahls kränkenden Scherzen, von alten Hoffnungen und Sorgen; und manches Glas ward auf das Wohl löblicher Menschen, auf das Gedeyhen löblicher Dinge, und zu Wolmanns Andenken angestoßen und geleert. Ueber dem allen achtete man kaum darauf, daß sich allmählich der ganze Himmel mit einfarbigem grauem Gewölke überzog und eine feuchte Heimreise drohte.

Auch würde man unbekümmert noch länger gesessen haben, wenn nicht so viele geputzte Leute vor den Fenstern vorübergegangen wären, und an den Markt erinnert, und wenn nicht verschiedene Mitglieder der Gesellschaft von der Musterung der Herrlichkeiten desselben, und von dem, was sie einkaufen wollten, gesprochen hätten. Man stand also auf und trennte sich. Einige Männer, mehrere Mütter mit ihren Kindern, Sophie mit ihrem Geschwister, die Tochter des Wirths und vier oder fünf andre Mädchen wandelten in langem Zuge dem Marktplatze zu. Die, welche vorangingen, sahen sich oft um, und die, welche zur Seite schritten, blickten fast immer halb

verstohlen nach Sophiens edlem Wuchse und blühender Schönheit.

Röding aber, sein Freund mit der Gattinn, die häusliche Stille und häusliches Gespräch liebte, und ein Paar ältere Frauen, blieben bey den Wirthen zurück. Die Männer knüpften das vorhin abgerissene Gespräch von Jugendgeschichten sogleich wieder an, und spannen es mit gemeinschaftlicher Wärme weiter. Denn Müller war in dem letzten Jahre auf der Akademie mit den beyden andern wohl bekannt gewesen, und der Amtmann und der Pfarrer von Linderode hatten so vieles, ach! grade die süßesten Zeiten mit einander verlebt, von Kindheit an, eine Schule, hernach dieselbe Universität besucht, und auf derselben nebst dem redlichen Wolmann stets in einem Hause gewohnt. Die Redenden wühlten also so recht in den Schätzen der Vergangenheit.

O, hub des Landpfarrers Frau, als der Genuß des aufgetragenen warmen Getränkes das Gespräch auf einen Augenblick abbrach, zu dem Gatten an: Wenn ihr Männer auf die Freuden und Abenteuer der Schu-

le und Akademie kommt, so seyd ihr doch immer unerschöpflich. Aber ich mag Dich gern so sehn, lieber Mann. Wenn ich etwas recht Wichtiges von Dir verlangen wollte, so würde ich Dich grade dann darum bitten. Denn alsdann bist Du reich und freygebig und gefügig wie ein Bräutigam, und in dem Blicke der Augen und in dem Leben des Herzens und der Sprache um funfzehn Jahre jünger als gewöhnlich.

Und kann das anders seyn? erwiederte der Pfarrer. Ihr werdet als Mädchen früher in häusliche Geschäfte und Sorgen gezogen. Dadurch wird euer Geist und Herz von Anfange zu sehr getheilt und zerstreuet, um sich an irgend etwas völlig hinzugeben, und es ist im Ganzen wohl gut, und eurer Bestimmung gemäß, daß ihr euch an nichts außer dem Hause mit der vollen Kraft unbeschränkter Innigkeit anhängt. Den Knaben und Jünglingen fiel ein anderes Loos, ganz in Eintracht mit ihrem künftigen Berufe, mehr als das weibliche Geschlecht in der Welt zu leben, und unter andern, für andre und auf andre zu wirken. Als Männer gewinnen sie

dabey wahrlich nicht immer am Genusse des Daseyns, aber sie müssen sich dann in dieser Absicht durch die Kindheit und Jugend für im Voraus entschädigt halten. Wir werfen uns als Knaben in die Spiele, Belustigungen und Genüsse, wie sie der Tag grade gibt, mit ganzer und ungebundner Seele hin. Wir blicken auf nichts, als auf die Angelegenheiten und Güter der Kindheit, um die wir uns wie um einen holden Mittelpunkt fest und traut aneinander geschlossen in frölichem Kreise drehen. Zusammen den Ball schlagen und werfen, zusammen den Kreisel und Reifen treiben, die Nester brütender Vögel wissen, und diese mit wenigen allein wissen, und das Geheimniß ihrer Stelle wie die Kunde von verborgenen Schätzen bewahren, von den Händen desselben Lehrers billigendes Achselklopfen oder strenge Zucht, von denselben Lippen Lob oder Tadel in Empfang nehmen, von demselben Hammer der Erziehung bearbeitet und gehärtet zu werden, über denselben Vocabeln, Declinationen und Ausarbeitungen brüten, über dieselben kleinen Ereignisse jauchzen oder klagen, sich auf denselben Nachmittag

des

des Mittwochs oder Sonnabends freuen, den nehmlichen freyen Festtagen, an welchen die Schule zugeschlossen ist, entgegen harren und die flüchtigen genießen, — liebes Weib, du kannst dir nicht denken, wie das aneinander kettet. Wie man sich dann mit und durch einander weiter bildet, in Einsichten fortschreitet, einen größern Gesichtskreis bildet, mit dem weiten Jünglingsherzen immer mehr und mehr und die ganze Welt umfaßt, im Gebrauche der Kräfte wetteifert, die geistnährenden und herzfüllenden Griechen und Römer gemeinschaftlich durchforscht und empfindet, für vaterländische Weisheit und vaterländischen Gesang glühet, sich um die Werke der Zierden der Nation wie um einen Altar andächtig und huldigend drängt, und sich an ihren Flammen wärmt, wie man sich Hand in Hand in den reichen Gärten der Wissenschaften ergeht, wie man in den Nebel der Zukunft hin schimmernde Feenschlösser baut, in welchen und über welche man einst zu schalten denkt, uud sich bey dem Baue mit wechselseitiger Dienstfertigkeit hilft, wie man sich seine Träume, seine Hofnungen, Zweifel und Sorgen, seine erste Liebe zuflüstert, wie man auf

der Akademie die freye Zeit, in welcher man, wenn man will, seines Geistes und der Beschäftigung desselben am mächtigsten seyn kann, nach eigner Wahl und Laune beherrscht, mit einander arbeitet, lustwandelt und reis't, das künftige Amt in Gedanken verwaltet, und die künftige Braut in Gedanken küßt, wie man dann oft in dem reinen Feuer der Jugend auflodert, sich kräftig Brust an Brust drückt, und Herz gegen Herz für Wahrheit, Recht und Pflicht und Liebe und Tugend gewaltiger klopfen fühlt, — lieber Gott, wem das nicht gegenwärtig blieb, was könnte der wohl nicht vergessen?

Er schwieg jetzt ein Weilchen, und fuhr dann, gegen den Amtmann gerichtet, in einer Art von Begeistrung fort: Erinnerst du dich wohl der Sommernacht noch, in welcher, wir drey, du, Wolmann und ich von Halle nach dem Petersberge gingen? Wir hatten kurz vorher den Homer, den Cicero über die Freundschaft, Thomsons Jahrszeiten und manches andre edle Werk in den Stunden gemeinsamer Muße gelesen, als es uns einfiel, einmahl im Scheine des Vollmonds den Berg zu ersteigen.

Wir feyerten eine der glücklichsten Nächte unsres Lebens. Sie wird mir immer neu bleiben. Es war des Sonnabends nach neun Uhr, als wir aus der Stadt wanderten. Die ganze Gegend lag umher in so tiefem Schweigen, daß man kaum ein leises Gelispel in den reifenden Kornfeldern ernahm, der Mond verhellte alles mit seinem milden ernsten Lichte, und nur im Abende sanken Gewitterwolken langsam hinab. Wir sahen das Leuchten und seinen mannigfaltigen Gang in dem dunklen Damme und hörten den entfernten Donner, der immer dumpfer und dumpfer tönte, und endlich ganz verstummte. Sanfte, geheime Schauer und Ahnungen mischten sich in unsre Heiterkeit.

Ja, ja, fiel Röding ein, es ist mir alles noch, wie gestern, vergangen. Ich glaube den Landmann noch zu hören, den wir hinter Drotha einhohlten, nach dem Wege befragten, und bis Teucha begleiteten. Er wollte uns anfangs nicht trauen, so daß wir uns recht über den Muthwillen und die Rohheit ereiferten, wodurch ihm alle Jünglinge unsres Standes verdächtig geworden waren. Endlich faßte er Herz, nahm von unserm Taback und pries ihn, gab uns

Feuer auf die Pfeifen, sagte, woher er noch so spät komme, sprach viel von seiner Frau, von seinen fünf Kindern, von dem Ackerbau, von dem Pfarrer und uns seinen Freunden, und erzählte von unter andern noch kurz, ehe wir von ihm schieden, die schauerliche Geschichte von der Verführung eines Mädchens in einem benachbarten Orte, und von dem schrecklichen Tode desselben, und wie ihr Verderber hernach vor Reue schwermüthig geworden und endlich von so heftigem Wahnsinn überfallen sey, daß er in Waldheim in Ketten liege.

Und du Röding, erwiederte der Pfarrer, drangest dem Bauer bey der Trennung deinen neuen bunten Tabacksbeutel mit allem, was darin war, zum Andenken auf. Der Mann freute sich darüber so herzlich, und ging noch mit uns bis vor das Dorf und bezeichnete uns den besten Weg. Weißt du noch, wie wir uns da in harmlosen Träumen das Glück seiner ländlichen Ruhe zu einer reizenden Idylle ausmahlten, wie wir von inniger Wärme für Tugend und Unschuld ergriffen ihn gleichsam als einen guten Engel betrachteten, der uns gesandt sey zur Warnung vor der Uebermacht der Sinnlichkeit? Wir

stiegen eine Anhöhe hinan und standen ein Weilchen unter einem weitgebreiteten Baume still, durch dessen Laub der Mondenschein fiel, und unter welchem auf dem Rasen die hellen Streifen des Lichtes und die Flecken des Schattens ineinander schwankten. Da faßten wir unsre Hände und gelobten uns, der Gewalt der Leidenschaft zu widerstehn und die Unschuld und den Frieden der Mädchen stets als ein Heiligthum zu achten. Ja, das müssen wir, rief Wolmann. Was ist alles außer uns? Wie hier auf dem Boden durch die Regung des Windes Licht und Schatten kommt und zerfließt, so kommt und vergeht jeder Genuß, so wechseln die Schicksale; nur was in uns ist, bleibt, das laßt uns rein und fest und fleckenlos bewahren. Wir gingen dann weiter, wiederhohlten im Wandeln den ganzen Inhalt von Ciceros Schrift über die Freundschaft, sprachen von der Liebe des Achilles und Patroklus im Homer, dachten und empfanden das Alles noch einmahl durch, und versprachen uns Herzlichkeit und Treue auf lebenslang. Unzählichemahl ist es mir eingefallen, wie da der brave Wolmann begeistert ausrief: O daß wir künftig recht nahe zusammen kämen! Wir

beyde, du und ich, wären Prediger benachbarter Dörfer, uud Röding wär in einem derselben Gerichtshalter: da besuchten wir uns dann immer, sähen zusammen unsre Knaben und Mädchen aufwachsen, und mein Sohn oder meine Tochter heyrathete eines von euren Kindern. — Lieber Gott, die Vorsicht hat es anders gewollt. Du hast keine Gattinn nach deinem Sinne geunden, wir können uns nicht nach Wunsche, können uns so selten genießen, und der redliche Wolmann ist seit der akademischen Zeit gar dreyßig Meilen von hier entfernt, und ich weiß kaum, ob er noch lebt. Es ist über anderthalb Jahre, als ich die letzte Nachricht von ihm hatte; er schrieb von seinem Wohlstande und von seinen Vaterfreuden. Doch ich habe dir ja den Brief nach seinem Verlangen damahls zugeschickt. Vor einem vollen Jahre habe ich ihm geantwortet, und seitdem nichts wieder von ihm vernommen. Wir möchten uns in diesem Leben schwerlich wiedersehn. Nur dann anderswo. Es schien uns beym Ende unsrer Wandrung auch so etwas zu ahnen. Du weißt, es war ein Uhr in der Nacht, als wir den Petersberg erstiegen hatten. Wir konnten, weil wir

noch nie da gewesen waren, den Gasthof nicht finden, und schritten hin und her. Da geriethen wir zwischen die verfallenen Mauern und an die Trümmer alter Gebäude. Athem der Vorwelt schien uns anzuhauchen, Bilder von Vergänglichkeit eilten durch unsre Seele, und wir schwärmten wieder in das holde Griechenland hinüber, das einst auch war. So kamen wir in ein dunkles Gewölbe und wurden sehr ernst, und ich fragte: wie wärs, wenn wir getrennt würden? Aber Wolmann ergriff deine und meine Hand und sprach mit erhöhetem Gefühle: nein, wir gehören zusammen, wir leben mit einauder, jetzt, hier, und künftig, wenn nicht auf der Erde, dann in Elysium. — So oft ich dessen gedenke — — —

Der Pfarrer wollte weiter reden, allein die Wehmuth brach seine Stimme und Thränen füllten seine Augen. Er trocknete sie erweicht, und alle waren gerührt. Indeß wurde durch Rödings Worte, welcher zu erzählen begann, wie sie am Morgen von dem Berge die Sonne so prachtvoll aufgehn sahen, welche kleine Abenteuer sie auf dem Rückwege bestanden, wie in einem Dorfe ihrem Hunger etwas zu

essen aufgetragen sey, das sie nicht essen konnten, und dergleichen; der fröhliche Gang des Gesprächs bald wieder hergestellt gewesen seyn, wenn nicht ein ungestümes Rauschen und ein hastiges Laufen auf der Straße alle Blicke nach den Fenstern hingezogen hätte. Ein starker Regen ergoß sich, alles eilte vom Markte ins Trockne, und so ward auch die Gesellschaft, die vorhin wegging, reichlich besprengt in Müllers Haus zurückgescheucht.

Sophie erschien viel ernster, als vor einer Stunde, und ihr unaussprechlich schönes blaues Augenpaar, das stets so rege und geistvoll glänzte, war trüber, als gewöhnlich. Jeder und die Unbefangne selbst schrieb dieß dem Unwetter und dem überall dick bezognen Himmel zu. Aber es verhielt sich nicht ganz also. Sie hatte beym Ausfahren aus ihrem Dorfe gewiß nicht gedacht, daß noch heute in ihrem durch sich selbst reichen und in sich befriedigten Herzen, das noch nie mit Heftigkeit etwas begehrte, unbekannte Wünsche erwachen würden; daß ihr etwas, das außer dem trauten Kreise ihrer Freuden und Geschäfte stand, ein sehr theures Gut scheinen, und ihre Brust

mit süßer banger Sehnsucht füllen werde. Und in diesem Zustande befand sich Sophie.

Sie war nach einigem Herumwandeln auf dem Markte mit ihren Begleitern an eine Bude getreten, in welcher schon verschiedne Käufer und Käuferinnen handelten. Unter diesen ragte als Zuschauer ein schöner junger Mann hervor mit schwarzem runden Lockenhaar, mit sehr sprechenden braunen Augen und einem anziehenden bedeutenden Gesichte, bescheiden und kraftvoll, still und entschieden. Sie erschrak, als sie ihn sahe, und wunderte sich über sich selbst, daß sie erschrak. Alle schon Gegenwärtigen wurden aufmerksam, da sie sich näherte; manche maßen sie mit festem, manche mit schüchternem Blicke, und einige flüsterten sichtbar über sie. Dieß vermehrte ihre Betroffenheit, und gab ihren Wangen plötzlich eine glühende Röthe.

Mit Achtung und Anmuth machte der Jüngling ihr Platz, so daß sie herzutreten konnte, und ihm nun zur Seite stand. Er schien durch die Angekommene überrascht und erfreuet, reichte ihr dienstfertig einige Tücher und andre Kleinigkeiten, und alles, wonach er sie greifen

oder blicken sahe, und wechselte mit ihr einzelne gefällige und innige Worte. Indem fielen große Tropfen, der Himmel ward schwärzer, die Käufer schlossen ihren Handel ab, und entfernten sich eilig mit dem jungen Manne.

Sophie schaute ihm lange nach, und bemerkte, daß er sich immer wieder umwandte, bis er an einer Ecke verschwand. Ihr ward zu Muthe, wie einem Wandrer im Dunkeln, der unerwartet in der Ferne ein Licht gewahr wird. Es schimmert freundlich, er fühlt sich geborgen, es ist verloschen. Sie fragte die Tochter des Wirths, wer der Jüngling sey, und erhielt die untröstliche Antwort: Der Kaufmann Schramm hat Besuch, sein Schwiegersohn ist dabey, die andern kennen wir nicht, und diesen Mann habe ich hier noch nie gesehn. Nun hätte es die Gute nicht über das Herz bringen können, von neuem über ihn zu sprechen; aber zu ihrer Freude wendeten die übrigen Mädchen das Gespräch immer auf ihn zurück, lobten seine feine Sitte und seinen edlen Anstand, beschuldigten einander scherzhaft der Wärme für ihn, wobey Sophie allemahl roth

ward, und zuletzt hieß es dann stets: Wer mag er doch gewesen seyn?

Unter denen, welche oft mit verlegenem Gesichte an das Fenster traten, und das hinströmende Wasser und das Gewimmel der auf demselben schwellenden und zerrinnenden Blasen beseufzten, stand Sophie immer vorzüglich ernstlich. Sie war dieß mehr, weil sie dachte, wenn gutes Wetter wär, hätte man doch länger in der Bude bleiben, und auf dem Markte umherwandeln können, oder die Fremden, die das Städtchen besuchten, wären wohl vor diesem Hause vorübergegangen, als um der Rückreise willen. Denn mit einem Gefühle, das sie sich nicht genau zu entwickeln versuchte, wünschte sie fast, daß diese verzögert werden möchte.

Und sie ward auch verzögert. Sie kommen nun doch nicht am Tage nach Hause, sagte der Wirth zu ihren Eltern, Ihr Fuhrmann kennt den ebnen gefahrlosen Weg, und vielleicht hört es auf zu regnen. Sie essen also mit uns und unsern lieben Gästen das Abendbrot. Die Gerngesehenen beherzigten die von allen Seiten her unterstützten Bitten, setzten sich mit den

Uebrigen um die lange hell beleuchtete Tafel, sprachen, und hörten, wie man sprach und scherzte, und bey jeder augenblicklichen Stille, wie es auf der Straße noch immer eintönig plätscherte, und schürzten sich, als man gegen acht Uhr vom Tische aufstand, mit ernstem Blicke auf den finstern Himmel zur Abreise.

Wagen voll Menschen und voll kleiner Abenteuer sind bey Marktfahrten nichts Seltenes; aber voller kann nichts werden, als die Linderoder Kutsche ward. Es dauerte ziemlich lange, ehe sich alle hineinschoben und schichteten. Die beyden Knaben hatten sich, vorläufigen Verfügungen zu Folge, auf der Heimreise neben den Fuhrmann setzen sollen, um dem Amtmann Platz zu machen; aber dieser verwehrte es, die armen Jungen dem kalten Regen Preis zu geben, und gern gab die elterliche Zärtlichkeit nach. Den Vordersitz mußte also Röding und des Pfarrers Frau und zwischen ihnen der älteste Knabe einnehmen. Auf den Rücksitz preßte sich der Vater und Sophie, und beyde hielten eines der jüngern Kinder auf dem Schooße. Die sämtlichen Füße waren in eine unbewegliche Masse zusammengedrückt, und es

machte nicht wenige Umstände, wenn es einer nöthig fand, sich zu rühren. Die Finsterniß umher war so dicht, daß man kaum die Bäume, an welchen man vorüberfuhr, als etwas Dunkleres im Dunkeln erkannte. Gemachsam rückte der Wagen fort, und pfiff in dem gewässerten Wege so leise, daß man jeden plätschernden Tritt der Pferde und das Poltern der Regentropfen auf der Decke unablässig hörte. Oft hatte er auch schon ein wenig geruhet, oder zu ruhen geschienen, als man meynte, und nach verschiedenen Zweifeln gemeinsam erklärte, daß man nicht mehr fahre.

Und man fuhr auch nicht mehr. Der Landmann schritt langsam und kaum gesehen an den Schlag und berichtete höflich, daß die Kutsche stehe. Nehmen Sie es nicht ungütig, sagte er, das eine von meinen Pferden ist stättig, und will nicht fort, und das zweyte ist nachgiebig, und wartet es in Geduld ab, bis das andre wieder geht. Was machen wir nun? hieß es. Seyn Sie unbesorgt, erwiederte der Fuhrmann, ich will schon helfen. Erst will ich die Güte versuchen. Damit setzte er seine Stimme und seine Peitsche in angestrengte Thätigkeit, es half nichts. Er schlug

und schrie stärker; das eine Thier arbeitete, das andre regte sich nicht, und beyde standen. Da schlägt keine Güte an, sprach der Treuherzige von neuem, seyn Sie doch so gut und machen Sie mir Feuer, hier wird mir der Schwamm naß. Was solls denn werden? fragte man. O das Mittel hat mir allemahl geholfen, erwiederte er, reichte Stahl, Stein und Schwamm in die Kutsche, und der Amtmann schlug Feuer. Allen und zumahl den Kindern war ungefähr so zu Muthe, als würden sie sobald nicht von der Stelle kommen, und als würde zum längern Bleiben schon Feuer entzündet. Der Fuhrmann steckte an dem Schwamme einen Faden Schwefel an, den er aus der Tasche zog, und an diesem ein Büschelchen Stroh, das er unter dem Kutschersitze hervornahm. So eine Hand voll Stroh habe ich allemahl bey mir, sagte er, für den Nothfall. Damit warf er es unter das hartnäckige Thier, verband mit der Wirkung der Flamme die vorhin gebrauchten Mittel der Güte, und dahin gingen die Pferde. Sehn Sie! rief er selbstzufrieden, schwang sich auf seinen Sitz und trieb die Rosse.

Die Begebenheit führte allerley Gespräche herbey. Es ward von ähnlichen feuchten, schmutzigen und gehemmten Fahrten gesprochen, über die man sich nicht so sehr ärgern sollte, weil sie in der Folge oft in der Erinnerung die gesellschaftliche Unterhaltung beleben. So waren die Reisenden ein Stündchen weiter gekommen, und nahe bey Linderode, denn sie hörten schon das Bellen der Hunde im Dorfe, als der Wagen abermahls stand. Hier bemerkten sie mit einem Mahle in geringer Entfernung ein unkenntliches Gewimmel, und vernahmen einiges Geräusch. Nach längerm Hinblicken und mancher Berichtigung des einen Auges durch das andre, überzeugten sie sich, daß es ein Wagen war, der da still hielt.

Was macht ihr da? rief der Linderoder Fuhrmann dem andern zu.

Wir sind hier liegen geblieben, war die Erwiedrung, und was macht ihr?

Wir bleiben eben auch liegen, rief jener, aber was tappt ihr auf dem Erdboden? habt ihr die Peitsche verlohren?

Nein, den Weg, hieß es von neuem, sind wir hier recht nach Linderode?

Ja, ja nur hier herüber, antwortete der Gefragte.

Indem erhoben sich in dem abgeirrten Wagen Stimmen zur Erkundigung bey dem Kutscher, ob er nun wisse, wo er sey. Was ist das? hub der Pfarrer gegen Rödingen an, die Sprache scheint mir fast bekannt. Mir auch, rief dieser, wahrlich, sehr bekannt; aber ich kann mich nicht besinnen.

Jetzt wickelten sich zwey Männer langsam aus jener Kutsche, tappten auf die Linderoder zu, und traten an den Schlag.

Mit welchem Entzücken erschrak Sophie! welche neuen Empfindungen beklemmten ihre Brust! An dem runden Hute, und an der ganzen hohen Gestalt erkannte sie, so finster es war, augenblicklich den Jüngling, den sie in dem Städtchen sahe. Der Jüngling bat um Nachricht, wie weit sie noch zum Dorfe hätten, und der Alte neben ihm fügte etwas hinzu.

Welche Stimme! fuhr der Pfarrer und der Amtmann auf.

Gott welche Stimmen! tönte es zurück. Was wollen Sie in Linderode? fragten die beyden hastig.

Meinen

Meinen alten Freund, war die Antwort, den Pfarrer daselbst, besuchen.

Ach! Wolmann, Wolmann! riefen die Glücklichen, bist du's, sprich, bist Du's wirklich?

Ich bins, sprach dieser, ich bins mit meinem Sohne.

Neue Wonne und die Frage: Dein Sohn? derselbe wohl, von welchem du in deinem letzten Briefe mit so hoher Freude schriebest? und wieder Fragen und Grüße und Rufe des Willkommens verwirrten und verlohren sich so in einander, daß keine Wiederholung sie sondern kann.

Die vorher Unbeweglichen arbeiteten sich nun rasch zu langen Umarmungen aus dem Wagen und der Jüngling zitterte in ihren Umfassungen, denn auch er hatte in der Nacht an den wenigen Worten, die Sophie ausstieß, die auf dem Markte Erblickte erkannt. Mehrmahls küßte er die Hand der Mutter, und einmahl innig dann die Hand der lieben Tochter, die nach kurzem Sehen schon sein Herz beherrschte, und freute sich des Dunkels, welches wohlthätig die Spuren seiner Regungen wie mit einem heiligen Schleyer verhüllte.

Der Amtmann und der Pfarrer nahmen in Wolmanns freierem Wagen Platz, die Fuhrleute halfen einander, und bald bewegten sich die Kutschen neben einander fort. Einzelne herzliche Worte tönten von einer zur andern und in beyden walteten selige unaussprechliche Gefühle. Wohlbehalten erreichte man das Dorf, als der Wächter zehn Uhr verkündigte.

Wer nun auf eine Beschreibung des Empfangs in Linderode, des wehmüthigen Entzückens, mit welchem Wolmann und sein Sohn in die Predigerwohnung traten, und des Willkommens ihrer Bewohner, und der Fragen, Antworten und Ergüsse auf allen Seiten rechnet, der hat nie die übermannende Stärke, die unergreifliche Geschwindigkeit menschlicher Gedanken und Gefühle mit der Ohnmacht und dem immer gezügelten Gange der Rede verglichen, der hat es nie erwogen, wie viel mächtiger sich der Mensch in seinem Innern empfinden als im Aeußern darstellen, wie vielmehr er seyn, als mittheilen kann. Mögt ihr gute Menschen in befriedigenden Schicksalen diese Allgewalt des innern Zustandes nur einigemahl im Leben erfahren, so werdet ihr das Leben nicht arm nennen.

Es war eine gute Weile vergangen, ehe Wolmann im Zusammenhange zu erzählen vermochte, wie er hier herkomme. Seit einem halben Jahre, sprach er, wußte ich, daß ich euch bald überraschen könnte, und überraschen wollte ich euch; ich glaubte aber, daß es eher geschehen würde, so ist mein Schreiben verzögert worden. Zwey Meilen hinter dem Städtchen, in welchem wir uns heute, ohne es zu ahnen, so nahe waren, liegt das Dorf Grisau, dessen Besitzer mit dem Gutsherrn unsres Fleckens nahe verwandt ist. Des letztern Gunst hatte sich mein Sohn seit seiner Zurückkunft von der Universität durch den Unterricht, den er seinen Kindern zwey Jahre hindurch ertheilte, so erworben, daß er ihn ungeachtet des Wunsches, ihn ferner zum Lehrer seiner Söhne zu behalten, dem Edelmann von Grisau, dessen Prediger vor einem Jahre starb, zu der Stelle angelegentlich empfahl. Sie ward ihm zu Theile, ich habe meinen Sohn herbegleitet, und er ist ehegestern feyerlich eingeführt worden. Euch mit zu besuchen, war natürlich beschlossen, die Einladung des braven Gerichtshalters, der meinen Sohn

Der Amtmann und der Pfarrer nahmen in Wolmanns freierem Wagen Platz, die Fuhrleute halfen einander, und bald bewegten sich die Kutschen neben einander fort. Einzelne herzliche Worte tönten von einer zur andern und in beyden walteten selige unaussprechliche Gefühle. Wohlbehalten erreichte man das Dorf, als der Wächter zehn Uhr verkündigte.

Wer nun auf eine Beschreibung des Empfangs in Linderode, des wehmüthigen Entzückens, mit welchem Wolmann und sein Sohn in die Predigerwohnung traten, und des Willkommens ihrer Bewohner, und der Fragen, Antworten und Ergüsse auf allen Seiten rechnet, der hat nie die übermannende Stärke, die unergreifliche Geschwindigkeit menschlicher Gedanken und Gefühle mit der Ohnmacht und dem immer gezügelten Gange der Rede verglichen, der hat es nie erwogen, wie viel mächtiger sich der Mensch in seinem Innern empfinden als im Aeußern darstellen, wie vielmehr er seyn, als mittheilen kann. Mögt ihr gute Menschen in befriedigenden Schicksalen diese Allgewalt des innern Zustandes nur einigemahl im Leben erfahren, so werdet ihr das Leben nicht arm nennen.

Es war eine gute Weile vergangen, ehe Wolmann im Zusammenhange zu erzählen vermochte, wie er hier herkomme. Seit einem halben Jahre, sprach er, wußte ich, daß ich euch bald überraschen könnte, und überraschen wollte ich euch; ich glaubte aber, daß es eher geschehen würde, so ist mein Schreiben verzögert worden. Zwey Meilen hinter dem Städtchen, in welchem wir uns heute, ohne es zu ahnen, so nahe waren, liegt das Dorf Grisau, dessen Besitzer mit dem Gutsherrn unsres Fleckens nahe verwandt ist. Des letztern Gunst hatte sich mein Sohn seit seiner Zurückkunft von der Universität durch den Unterricht, den er seinen Kindern zwey Jahre hindurch ertheilte, so erworben, daß er ihn ungeachtet des Wunsches, ihn ferner zum Lehrer seiner Söhne zu behalten, dem Edelmann von Grisau, dessen Prediger vor einem Jahre starb, zu der Stelle angelegentlich empfahl. Sie ward ihm zu Theile, ich habe meinen Sohn herbegleitet, und er ist ehegestern feyerlich eingeführt worden. Euch mit zu besuchen, war natürlich beschlossen, die Einladung des braven Gerichtshalters, der meinen Sohn

in sein Amt angewiesen hat, mit ihm zu seinem Schwiegervater dem Kaufmann Schramm zu fahren, war mir also sehr gelegen, da ich dadurch deinem Orte zugleich näher kam; wir wollten, wir mußten dich heute noch sehn, und wie glücklich hat sichs noch gefügt, daß wir mit dir Rödingen antrafen! Nun brauche ich meine Zeit nicht unter euch zu theilen, Röding will eine halbe Woche hier bleiben, so lange sind wir also zusammen.

Schöner und schneller war den drey Jugendfreunden nie ein Abend in den Schuljahren oder auf der Universität vergangen, als dieser verging. Daß ein Abend so schön seyn könne, hatte der Jüngling und Sophie nimmer gedacht. Indeß sich die Väter in Erinnerungen verlohren, wechselten die Kinder wenige kostbare Worte, und erfuhren in ehrwürdiger Unbefangenheit von einander, wie sie sich wechselsweise gerührt hatten. Der Jüngling erzählte der Jungfrau, wie er nach ihr geforscht, aber leider nicht erfahren habe, wer sie sey; und was sie ihm erwiederte, war von gleichem holden Gehalte. Edle Menschen brauchen, wenn sie sich treffen, ihre Seelen

nicht lange zu suchen, sie finden sie bald. Die beyden Trefflichen kamen mit so reiner Offenheit ihrer selbst und ihrer Gesinnungen so unschuldig gewiß entgegen, daß es diesen Abend schon entschieden war, daß sie nur durch einander völlig glücklich werden könnten.

Die Tassen und die Kannen, aus welchen ein erquickendes Getränk die vom Wetter Erkälteten erwärmt hatte, waren schon längst wieder erkaltet, und der Wächter rief zwey, als alle zum Lager, die Alten zu festem Schlaf, die Liebenden zu Träumen vor einer hellen paradisischen Zukunft gingen.

Die drey folgenden Tage wurden Tage, wie es nicht viele auf Erden giebt. Die Jugendfreunde lebten in ihren Erinnerungen, Mittheilungen und Ergießungen, die das treue Weib des Pfarrers mit voller Wärme theilte, so viel, als in ganzen Jahren; und wer die Hoffnungen und Sorgen, die Erwägungen und Gefühle, die Gedanken und Ahnungen, und das Zuvorkommen und Hingeben, die Dienste, die Annäherungen, die Schüchternheit und den Muth, den süßen Ernst und die rührenden Spiele, das Lächeln und die Thrä-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen der Liebe kennt, der wird mit mir sagen, Sophie und der Jüngling lebten in der Zeit ein ganzes Leben. Schon am zweyten Abende war es den Eltern gewiß, daß ihre Kinder Gatten wurden, und am dritten entdeckten sie stammelnd, was man schon wußte. Es war am Abende vor dem Abschiedstage, als sie verlobt wurden.

Erinnerst du dich noch der feyerlichen Nacht auf dem Petersberge, sprach der Pfarrer von Linderode, als sein Weib ein Paar goldne Ringe aus ihrem Schmuckkästchen suchte, in welcher du wünschtest, daß unsre Kinder sich heyratheten?

O der heiligen unvergeßlichen Nacht! rief Wolmann, Dank dir großer guter Regierer der Schicksale, daß du die lieblichen Eingebungen der begeisterten Freundschaft erfüllst Kinder empfangt von einander die Ringe.

Sie empfingen die Ringe mit himmlischem Frieden, und sanken einander, und sanken den Eltern, dem Freunde, und dem kleinen zujauchzenden Geschwister in die Arme.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Starke, Gotthelf Wilhelm Christoph,

Gemählde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen

Bd.: 4

Berlin [u.a.] (1798)

Bibl.Mont. 796-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713826-6
VD18 80458513-001